

Horst Nalewski

DEUTSCHE DICHTERINNEN JÜDISCHEN SCHICKSALS

Else Lasker-Schüler

Gertrud Kolmar

Nelly Sachs



Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2008

DEUTSCHE
DICHTERINNEN

JÜDISCHEN
SCHICKSALS

»

Fraei Arielehaus

besonders herzlich
jüdisch

H. Yelwiski

7. 11. 02



HORST NALEWSKI

DEUTSCHE DICHTERINNEN
JÜDISCHEN SCHICKSALS

ELSE LASKER-SCHÜLER

GERTRUD KOLMAR

NELLY SACHS

»«

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen

2008

Wir danken dem Suhrkamp-Insel Verlag für die
Abdruckgenehmigung der Texte dieser drei Dichterinnen und
für die Bereitstellung der Porträt-Fotos von Else Lasker-Schüler
und Nelly Sachs sowie dem Deutschen Literatur-Archiv
Marbach a. N. für das Recht der Veröffentlichung des Fotos von
Gertrud Kolmar.

Titelfoto und Innenseiten 61/121/209, privat.

*Gedruckt mit freundlicher Unterstützung von
Prof. Dr. Käte Rosenberger,
Prof. Dr. Gerhild u. Gerhard Schwendler
und Dr. Giesela u. Prof. Dr. Manfred Neuhaus*

Impressum:

ISBN 978-3-86583-311-2

© ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN e. V. 2008
Harkortstraße 10
D-04107 Leipzig

Satz und Umschlaggestaltung: Jutta Damm-Fiedler
Herstellung: Merkur Druck- und Kopierzentrum GmbH
Hauptmannstraße 4, 04109 Leipzig

INHALT

Vorwort 6

ELSE LASKER-SCHÜLER 13

GERTRUD KOLMAR 79

NELLY SACHS 145

Zum Autor 228

Deutsche Dichterinnen Jüdischen Schicksals

Im westfälischen Elberfeld geboren, Elisabeth Schüler. In Berlin am Jahrhundertende zur Welt gekommen, Leonie Sachs, Gertrud Chodziesner. Ihnen wurde die Muttersprache zur Dichtersprache. Unverwechselbar.

Vereinsamt, fremd in Jerusalem gestorben, eine aus Deutschland VERSCHEUCHTE, Else Lasker-Schüler. In Auschwitz ums Leben gebracht, als Gertrud Sara Chodziesner. Hochgeehrt, dennoch am Ende weltverloren: *Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne*. Nelly Sachs in Stockholm zu Grabe getragen.

Deutsche Dichterinnen des 20. Jahrhunderts.

Doch da ist, auf uns gekommen, ein einzigartiges Werk: das Gedicht. Es muss uns angehen - um des Wunders deutscher Sprache willen.

Als Rainer Maria Rilke einen schwedischen Freund warnte, sich in einer anderen als der ihm angestammten Sprache dichtend zu versuchen, schrieb er: „Ich bin ... zu der Einsicht gekommen, daß man ... seine Kraft daran

setzen muß, in der eigenen Sprache *alles* zu finden, mit ihr alles zu sagen: denn sie, mit der wir bis tief ins Unbewusste hinein zusammenhängen, und *nur* sie kann uns, wenn wir uns um sie bemühen, schliesslich die Möglichkeit geben, ganz präzise und genau und bestimmt bis in den Nachklang jedes Nachklangs hinein, unseres Erlebens Endgültigkeit mit ihr darzustellen.“

In der Begründung für die Verleihung des Kleist-Preises an Else Lasker-Schüler, November 1932, ist die Rede von „Versen, die den ewiggültigen Schöpfungen unserer größten deutschen Meister ebenbürtig sind“; und wenige Jahre zuvor hatte ein bedeutender Kritiker den Gedichten von Gertrud Kolmar den Weg eröffnet mit den Worten:“ ... um das Ohr des Lesers Tönen zu gewinnen, wie sie ... seit Annette von Droste nicht mehr vernommen worden sind.“ Und inniger ist nicht gesagt, wie Sprache in Dichtung eingeht, wenn Nelly Sachs in einem späten Gedicht festhält: *Laut, der mit dem Atem zugleich geboren wurde.*

Als Rainer Maria Rilke Mitte der zwanziger Jahre von deutsch-nationalen, präfaschistischen Kreisen öffentlich angegriffen wurde: In Paris „herumzuflanieren“ und „nur dort Unglück und Einsamkeit auf den Gesichtern der Menschen gefunden“, gar noch Verse in französischer Sprache veröffentlicht zu haben, da meinte man, „sich solche ästhetische Duselei merken“ zu müssen. Rilke antwortete mit Entschiedenheit: „Welch eine Unsinnigkeit, ich hätte behauptet, kein deutscher Dichter zu sein. Die deutsche Sprache wurde mir nicht als Fremdes gege-

ben; sie wirkt aus mir, sie spricht aus meinem Wesen... Ich bin, was ich leiste. Und ist es denn nach allem, was ich in deutscher Sprache veröffentlicht habe, überhaupt nötig, meine Zugehörigkeit zu deutscher Dichtung zu betonen?"

Doch eben dieses Prädikat, „deutsche Dichterinnen“ zu sein, glaubte man gleich zu Beginn jenes Dritten Reiches ihnen, der Lasker-Schüler, der Kolmar, der Sachs, absprechen zu können. Der „Völkische Beobachter“ konstatierte: „... für uns ist, was immer eine Jüdin auch schreibt, vor allem keine deutsche Kunst!“ Gertrud Kolmars noch endlich in einem kleinen Berliner Verlag erschienener Gedichtband DIE FRAU UND DIE TIERE, September 1938, wurde nach dem November-Pogrom 1938 sofort eingestampft. Und Nelly Sachs wird es gewusst haben, was Nazi-Studenten als Thesen in der Berliner Universität 1933 verteilten: „Der Jude kann nur jüdisch denken, schreibt er deutsch dann lügt er!“ Dem entgegnete der von ihr verehrte und gehörte Professor Max Herrmann zu Beginn seiner letzten Vorlesung im Sommer 1933: „Ich schreibe deutsch, ich denke deutsch, ich fühle deutsch und ich lüge nicht!“ Das Gesetz verwehrte ihm seine Berufung; sein Leben endete 1942 in dem KZ Theresienstadt.

Jüdisches Schicksal. - Dürfen wir ein solches Wort setzen?

Nicht für jenes Jahrzwölft. Da waltete kein Schicksal. Da waltete ein mörderischer Wahn. Der Wahn einer Ideologie, die sich zum Ziel gesetzt, allein deutschem Herren-

menschentum Raum in diesem Land und in der Welt zu verschaffen und - auszurotten, was dem im Wege stehen könnte. In einem Ausmaß wie noch nie zuvor in der Weltgeschichte traf solcher Wahn die Judenheit, in Deutschland und schließlich in dem von Deutschen besetzten Europa. Der Holocaust.

Wir wissen um die lange, lange Vorgeschichte dieser gedachten Auslöschung; den Antisemitismus des frühen 20. und des 19. Jahrhunderts und die Judenverfolgung, die Judenpogrome über die Jahrhunderte seit dem christlichen Mittelalter. Im Namen des Christentums in ganz Europa.

Diese lange, lange Leidensgeschichte, schon im Alten Testament beschrieben, geklagt, prophezeit, hat sich, um eines Überlebens willen, so muss es uns scheinen, diesem Volk gänzlich verinnerlicht. In Demut und Gott-Ergebenheit, angenommen als eine Prüfung. Jüdischer Glaube.

Erst die unausweichlich existentielle Bedrohung durch den deutschen Faschismus zwang so viele Juden, und eben auch diese Dichterinnen, in das Bewusstsein ihrer Zugehörigkeit zum Judentum.

Von allem Anfang an hatten sie geglaubt, dem Deutschland zugehörig zu sein: seiner Sprache, seiner Kultur, seiner Landschaft. Nelly Sachs nannte sich mit Selbstverständlichkeit *eine junge Deutsche*, als sie 1921 ihr erstes Buch der bewunderten schwedischen Nobelpreisträgerin Selma Lagerlöf übersandte. Und Else Lasker-Schüler widmete ihren letzten Gedichtband, MEIN BLAUES KLAVIER,

1943, aus dem fernen Palästina: *Meinen unvergeßlichen Freunden und Freundinnen in den Städten Deutschlands. In Treue.* Allein der tiefe Riss zu dem geglaubten Herkommen fand nun seinen Ausdruck in dem ergreifenden Bekenntnis-Gedicht von Gertrud Kolmar, WIR JUDEN, entstanden im Herbst 1933, dem Jahr der Machtergreifung Hitlers. Bekenntnis zu einer Leidensgemeinschaft und einer nicht aufgebaren Hoffnung. Leid und Hoffnung, über Jahrtausende, diesem einen Volk eigen, lassen uns nun vielleicht doch von einem „Schicksal“ sprechen, wenn wir es im Goetheschen Verständnis „Das Unerforschliche“ nennen. Ihm unterwarf sich Nelly Sachs, im Anblick des Holocaust dieses 20. Jahrhunderts, in antwortloser Frage:

*Warum die schwarze Antwort des Hasses
auf dein Dasein, Israel?*

[...]

*Wie weit dein Weg von der Segnung
den Äon der Tränen entlang
bis zu der Wegbiegung
da du in Asche gefallen*

[...]

*Warum die schwarze Antwort des Hasses
auf dein Dasein
Israel?*

Die Frage ist an uns gerichtet; sie ist an die Menschheit gerichtet.





ELSE LASKER-SCHÜLER
(1869 ELBERFELD / 1945 JERUSALEM)

I. „WELTSCHERZO: GOTTGEBOREN / GOTTGEBORGEN“

Als sechstes Kind des privaten Bankiers Aron Schüler wurde Elisabeth Schüler am 11. Februar 1869 in Elberfeld, heute zu Wuppertal gehörig, geboren. Eine wohlhabende bürgerliche Familie, die zu der israelitischen Gemeinde zählte - mit etwa einem Prozent des Bevölkerungsanteils der Stadt -, doch die schon so an alles Deutschtum angepaßt war, „assimiliert“ nannte man das, dass sie wohl nur einmal im Jahr am jüdischen „Versöhnungsfest“, dem „Jom Kippur“, in die Synagoge ging. Das musisch-geistige Klima des Hauses war sowohl durch den Vater geprägt, der leidenschaftlich dem Theater, Bällen, Festen und dem Circus anhing, als auch durch die von der kleinen Tochter angebeteten Mutter. Sie verehrte Goethe, Heine, bewunderte Napoleon und veranstaltete einen literarischen Lese-Zirkel, allwöchentlich, in ihrem Hause. Zeit ihres Lebens blieb der Dichterin Else Lasker-Schüler die Erinnerung an das Elternhaus ein Hort der Liebe und des Friedens, ein Ort der *Geborgenheit*. Ein frühes Gedicht erzählt auf spaßige Weise vom Glück der

Kindheit, in Bildern einer naiven Phantasie, die, und das ist das Berührende, ein sicheres Zentrum wußte: *gottgeboren, gottgeborgen*. Das wird sich ihr, bei allem erfahrenen Lebens-Leid, nicht verlieren. Die ganz eigene dichterische Sprachform, nur scheinbar spielerisch, fällt wohl schon in jenen beiden Wendungen auf. Das Gedicht hat die Überschrift:

IM ANFANG (*Weltscherzo*)

*Hing an einer goldenen Lenzwolke,
Als die Welt noch Kind war,
Und Gott noch junger Vater war.
Schaukelte, hei!
Auf dem Ätherei,
Und meine Wollhärchen flitterten ringelrei.
Neckte den wackelnden Mondgrosspapa,
Naschte Goldstaub der Sonnenmama,
In den Himmel sperrte ich Satan ein
Und Gott in die rauchende Hölle ein.
Die drohten mit ihrem grössten Finger
Und haben 'klumbumm, klumbumm' gemacht
Und es sausten die Peitschenwinde!
Doch Gott hat nachher zwei Donner gelacht
Mit dem Teufel über meine Todsünde.
Würde 10000 Erdglück geben,
Noch einmal so gottgeboren zu leben,
So gottgeborgen, so offenbar.
Ja! Ja!
Als ich noch Gottes Schlingel war!*

Vielleicht hat jedes Kind, früh oder spät, ein Erlebnis, schön oder schrecklich, das es nicht vergisst, sein Leben lang. Dem Dichter senkt sich dergleichen offensichtlich tief in die Seele, belädt sich mit Lebenserfahrungen anderer Art und wird dann in vielerlei Gestalt in seinem Werk erkennbar. Diesem Kind geschah solches:

In der Religion, hätte ich beinahe zu melden vergessen, war ich eine gute Schülerin, tiefen Eindruck machte auf mich die Josephgeschichte. Einmal weinte ich so bitterlich bei der Stelle, als Josephs schöner, bunter Samtrock in Blut von den Brüdern getaucht wurde, daß mich der Geistliche gerührt nach Hause schickte.

Die biblische Geschichte kann man im Ersten Buch Mose, dem 37. Kapitel nachlesen.

Seine Kernstellen sollen hier erinnert werden:

1. Jakob aber wohnte im Lande, darin sein Vater ein Fremdling gewesen war, im Lande Kanaan.
3. Israel aber hatte Joseph lieber als alle seine Kinder, darum daß er ihn im Alter gezeugt hatte; und machte ihm einen bunten Rock.
4. Da nun seine Brüder sahen, daß ihn ihr Vater lieber hatte als alle seine Brüder, waren sie ihm feind und konnten ihm kein freundlich Wort zusprechen.
5. Dazu hatte Joseph einmal einen Traum und sagte seinen Brüdern davon; da wurden sie ihm noch feinder.
12. Da nun seine Brüder hingingen, zu weiden das Vieh ihres Vaters in Sichem,
13. sprach Israel zu Joseph: Hüten nicht deine Brüder das

Vieh in Sichem? Komm, ich will dich zu ihnen senden.

Er aber sprach: Hier bin ich.

23. Als nun Joseph zu seinen Brüdern kam, zogen sie ihm seinen Rock, den bunten Rock, aus, den er anhatte,
24. und nahmen ihn und warfen ihn in die Grube; aber die Grube war leer und kein Wasser darin.
28. Und da die Midianiter, die Kaufleute, vorüberreisten, zogen sie ihn heraus aus der Grube und verkauften ihn den Ismaeliten um zwanzig Silberlinge; die brachten ihn nach Ägypten.
31. Da nahmen sie Josephs Rock und schlachteten einen Ziegenbock und tauchten den Rock ins Blut
32. und schickten den bunten Rock hin und ließen ihn ihrem Vater bringen und sagen: Diesen haben wir gefunden; sieh, ob's deines Sohnes Rock sei oder nicht.
36. Aber die Midianiter verkauften ihn in Ägypten dem Potiphar, des Pharao Kämmerer und Hauptmann der Leibwache.

Weil diese Geschichte und diese Gestalt die Dichterin so anhaltend beschäftigt hat, haben wir sie ausführlicher zitiert. Noch die fast Siebzigjährige erzählte sie abermals; mit einer bemerkenswerten Erweiterung:

Ich träume - rügte mich die Lehrerin fast täglich in der Schule - und die Folge davon, ich 'untenan' säße. Meine schwärmerische herrliche Mama behauptete zwar, daß Träumen etwas Seltenes in der Welt. Joseph von Ägypten habe viel geträumt, sogar dem Pharao die Träume gedeutet. Joseph und seine Brüder war meine Lieblingsgeschichte und ich durfte sie immer erzählen in der Religionsstunde. Ich sei ja der Joseph von Ägypten selbst, rief eines Tages, ganz dumm, eine Mitschü-

lerin. Darum glaubten es alle Kinder in der Klasse, und mir kam's so vom Himmel hoch herunter; und ich vermochte seitdem gar nicht mehr aufzupassen. Daran mich erinnernd, verließ ich mein Bettchen, in den hohen Spiegel zu schauen, ob ich „ihm“ wirklich ähnele.

Der Vorgang ist eigenartig. Das Kindheitserlebnis wandert in das Selbstverständnis der Dichterin. Was die Mitschülerin einst sagte, war keineswegs *dumm* gewesen, sondern prophetisch. Else Lasker-Schüler hatte in der biblischen Josephs-Gestalt ein Sinn-Bild entdeckt, in das sie sich selbst verwandeln konnte: Joseph war ein von Gott „Auserwählter“ und „Gesalbter“, zugleich ein vielfach „Geprüfter“ und mehrfach in die Grube „Geworfener“. So nannte die Dichterin sich selbst *Jussuf* (das ist die arabische Form von Joseph), *Prinz von Theben*, so malte sie ihn und meinte sich, so unterschrieb sie lebenslang viele ihrer Briefe.

Ist das verrückt? Das ist ein Rollen-, ein Maskenspiel, das über die Wirklichkeit hinauswill, um eine andere Wirklichkeit zu gewinnen. Man sollte sich auf das Spiel einlassen, auch wenn die Dichterin damit einen großen Ernst verbindet. Stellt sie doch den Dichter als Schöpfer neben den in der Bibel Genannten und wagt den kühnen Satz: *Die Dichtung bettet sich neben Gott. Wie könnten sonst die von der Dichtung vergewaltigten Auserwählten die unmenschliche Verantwortung der Weisheit auf sich nehmen? und: Ich beuge mich demütig vor meiner heiligen Erleuchtung.*

Mit dieser hohen Auffassung des Dichtertums stand Else Lasker-Schüler übrigens selbst im 20. Jahrhundert nicht allein. Man könnte die ähnlich Denkenden Rainer Maria Rilke und Stefan George nennen...

Und wenn wir die Möglichkeit von Dichtung für heute bedenken, muss uns da nicht ein solcher Glaube „seltsam hintergründig“ (Stephan Hermlin) anmuten: *Der Dichter vermag eher eine Welt als einen Staat aufzubauen.* Ich kann nicht umhin, diesen Satz mit dem zu verknüpfen, der um die letzte Jahrhundertwende Millionen von Menschen erreicht und zur handelnden Überzeugung geworden ist: **EINE ANDERE WELT IST MÖGLICH!** Das kleine Mädchen, Else Schüler, ging nur bis zum 11. Lebensjahr zur Schule, dann erhielt sie Privatunterricht. War sie aus dem Fenster, nach ihrer Mutter Ausschau haltend, gestürzt und hatte sich in der Jalousie verfangen? War sie danach von einer Krankheit befallen, „Veitstanz“ genannt, eine rheumatische Kinderkrankheit, die nun den Privatunterricht verlangte? Oder war die Ursache eine andere? Man ist auf Vermutungen angewiesen.

In der kleinen Prosa **DER LETZTE SCHULTAG** heißt es:

Aber ich wußte, ich hatte den Veitstanz bekommen von etwas ganz anderem - vom ersten Schmerz meines Lebens, den auch das schönste Elternhaus nicht hat verhindern können. Aber - dafür brauchte ich nicht mehr - in die Schule zu gehen.

Das bleibt noch ziemlich undeutlich. Sehr viel später erscheint in einer nachgelassenen Schrift eine gewisse Aufhellung *dieser dunklen Erinnerungen*. Da heißt es:

Ich erlebte als Schulkind schon einige antisemitische Aufstände auf dem Heimweg nach Schluß. Weinend betrat ich unser schönes Haus. Selbst meiner teuren Mutter Liebe vermochte mich nicht zu trösten.

Der *erste Schmerz* dieses jungen *Lebens* signalisierte, wenn auch noch auf verhaltene Weise, ein Nicht-dazu-Gehören; der Schmerz machte bewußt: Jüdin zu sein unter lauter Lutheranern und Katholiken, unter der Christenheit. Das war um 1880 nicht lebensgefährlich, sollte es aber innerhalb des nächsten halben Jahrhunderts auf fürchterliche Weise werden.

Ein Gefühl des Bedroht-Seins, der undeutlichen Angst pflanzte sich schon jetzt in den Grund der kindlichen Seele.

Die lutherische Religion hatte nämlich in meiner Heimat über die katholische Religion das Übergewicht gewonnen, und immer gab es Streitigkeiten zwischen den Lutherischen und Katholischen, zumal im Wuppertal die lutherische Sekte der Mucker lebte [eine seit dem 18. Jh. frömmelnde Richtung, H.N.]. Doch immer mußten es die Juden am Ende ausfressen, da sie, die kleinste Gemeinde zwischen den Christen, sehr inzüchtig lebten. Nur ming Papa hat nömmes wat gemerkt, ewwer wenn et tum Krawall teewischen den Religionen kam, hat er eenfach mitgehauen. Auf mich hatten die Kinder der Mucker einen besonderen Pik, weil ich ein rotes Kleidchen trug. Auch machte ich immer die Augen so weit auf. - Das sähe so gelungen aus und sonderbar, so exotisch ... kam gewiß davon, daß ich immer von Josef und seinen Brüdern träumte. 'Hepp, hepp', riefen die lutherischen Kinder, bis die katholischen kleinen Mädchen es ihnen nachahmten. [Spottruf gegen die Juden seit dem 19. Jh.; wohl eine Abkürzung von 'Hebräer'H.N.] 'Hepp, hepp', erklärte mir der gute mitleidige Herr Kaplan, heiße nur 'Jerusalem ist verloren'.

Einmal hatte Jesus Christus in der Nacht im Mond gesessen, ich schlief zwar, aber er kam im Traum zu mir ganz nahe an mein Bett und sagte: 'Jerusalem ist nicht verloren, da es in deinem

Herzen wohnt'. Das stärkte mich sehr gegen die Übermacht meiner Angreiferinnen.

1894 heiratete die Fünfundzwanzigjährige den Arzt Berthold Lasker. (Er war der Bruder des 27 Jahre amtierenden Schach-Weltmeisters Emmanuel Lasker.) Das Paar siedelte von Elberfeld nach Berlin über; Berthold Lasker eröffnete eine Arztpraxis. Die junge Frau suchte nach einem eigenen Weg; sie wollte nicht nur die Frau eines Mediziners sein. Sie nahm Zeichnen- und Malunterricht, der sie später in die Lage versetzte, ihren Büchern in Gestaltung und Bildbeigaben ein eigenes Gepräge zu verleihen. Selbst ihre Briefe versah sie mit Widmungen und mit Bildgaben. Dieses Talent kam noch vor ihren ersten Gedichten zum Vorschein. Else Lasker-Schüler war eine Doppelbegabung, wie vor ihr Goethe, E.T.A. Hoffmann, G. Keller, H. Hesse, W. Hildesheimer, G. Grass, um nur sie zu nennen.

Folgen wir dem Goetheschen Bekenntnis: „Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte“, so wird die doppelte Aufnahme von Natur, Welt und Mensch, durch den Malenden und Beschreibenden erkennbar. Else Lasker-Schüler hat diese nie endende Aufgabe auf naiv-humorige Weise einmal so beschrieben:

Der liebe Gott fragte mich einmal im Traum: 'Gefällt dir meine Welt? Dann will ich sie dir schenken!' Seitdem gehört sie mir, und seitdem habe ich grenzenlos zu tun. Nämlich - sie immer anzublicken.

Ja, sie trieb das Anschauen und sodann Kennen bis in ein Extrem: *Sie haben*, schrieb sie 1941 an den Verleger Salman Schocken, den Besitzer einer 6000 Bände umfassenden

Bibliothek, *alles auch gelesen; ich nichts. Und es liegt wohl in meinem Geschick - Ich kenn, wer vor mir steh -, im Augenblick.*

Und es ging noch kurioser, wenn sie selbstbewußt ihre Zeitgenossen mit den Worten abwehrte: *Ich kenne die Leute doch alle - wozu soll ich noch ihre Bücher lesen?* Sie kannte tatsächlich im Laufe der Zeit 'Alle Welt'; doch zur Nachahmung ist solches wohl nicht zu empfehlen.

1899 wurde ihr einziger Sohn geboren. Nach ihrem frühverstorbenen, sehr geliebten Bruder gab sie ihm den Vornamen Paul. Berthold Lasker fügte den Namen Lasker hinzu. Er war zeichnerisch hochbegabt, starb aber schon im Alter von 29 Jahren. Es war der schmerzlichste Verlust, den die Dichterin je erlebte.

1902 erschien ihr erster Gedichtband. Er hat den uns heute vielleicht befremdlichen Titel STYX . Ein ihm in der zweiten Fassung beigegebener Dreizeiler läßt uns das Bild ahnen, das die Dichterin diesem der griechischen Mythologie entnommenen Unterwelt-Fluß verbindet: Bei ihm schworen die Götter ihre unverbrüchlichen Eide; sein Wasser galt als tödlich:

*O, ich wollte, daß ich wunschlos schlief,
Wüßt ich einen Strom, wie mein Leben so tief,
Flüsse mit seinen Wassern.*

Im Schlaf, wunschlos, dahin- und fortzufließen. - Es scheint das einen Abschied in sich zu tragen, der fast tödlich ist. Wüßten wir nicht, daß Else Lasker-Schüler im nächsten Jahr, 1903, ihre Trennung von Berthold Lasker - sie nennt ihn immer nur B. - vollzieht, rückten wir diese Verse nicht in die Nähe ihrer Biographie:

DIR

*Drum wein' ich,
Dass bei Deinem Kuss
Ich so nichts empfinde
Und ins Leere versinken muss.
Tausend Abgründe
Sind nicht so tief,
Wie diese große Leere.
Ich sinne im engsten Dunkel der Nacht,
Wie ich Dir's ganz leise sage,
Doch ich habe nicht den Mut.
Ich wollte, es käme ein Südenwind,
Der Dir's herüber trage,
Damit es nicht gar voll Kälte kläng'
Und er Dir's warm in die Seele säng'
Kaum merklich durch Dein Blut.*

Der Trennung, nicht einer leichtfertigen, verantwortungslosen, geht ein Schmerz voran, der, allein und insgeheim getragen, nicht ins Wort finden kann. So wünscht man einen Beistand jenseits aller Worte, den, und das ist seit allem Anfang so, das im Bild Verhüllte der Poesie leistet: *Ich wollte, es käme ein Südenwind*. Der aufmerksame Leser hat sich seit allem Anfang diese Verwandlung der Worte in einen Bild-Sinn angeeignet; er weiß damit umzugehen.

Die 62 Gedichte der Sammlung STYX waren in dem Berlin der Jahrhundertwende entstanden, dem Kaiserlich-wilhelminischen Deutschland, das mit pompösem Machtgebaren einen „Platz an der Sonne“ erstrebte und in einen Ersten Weltkrieg mündete. Alle große Kunst der Jahrhundertwende stand in Opposition zu

diesem Gebaren: Gerhart Hauptmann, der die soziale Brüchigkeit der bürgerlichen Verhältnisse in seinen frühen Dramen auf die Bühne brachte; Stefan George, der seine hochfahrende Verachtung den Eliten wie der Menge in seinen Gedichten Ausdruck verlieh; Heinrich und Thomas Mann, die beide in ihren Romanen den moralischen Niedergang der neureichen Emporkömmlinge beschrieben. Alle junge Kunst sammelte sich in den vielen neugegründeten Zeitschriften, in literarischen Bündeln, in Cabarets, in Cafés - eines in Berlin nannte man gar 'Café Größenwahn' - , und diese junge Kunst war durch und durch antibürgerlich. Else Lasker-Schüler fand hier Zugang, Freunde, Konkurrenten. Es ging dort nicht ab ohne Eifersüchteleien, Streitigkeiten, Ohrfeigen-Affären, die - das muß schon hier gesagt sein - ihr ganzes Leben sie begleiteten. Eine Frau, eine Dichterin, die sich durchsetzen, die sich selbst finden wollte.

II. „... DIE JÜDISCHE DICHTERIN. VON GROSSEM WURF ...“

Es geschah nun etwas für die Charakterisierung der Dichterin - und das gleich zu Anfang, vielleicht ihr selbst noch unbewußt -, das richtungsweisend, folgenreich wurde. Und es geschah nicht durch die Kritik, sondern durch einen Dichter: durch Peter Hille. 15 Jahre älter als sie, ruhelos Umherziehender, ein „Literaturzigeuner“, der seine Aufzeichnungen achtlos in einem großen Sack mit sich herumschleppte. Er schrieb anlässlich des Gedichtbandes STYX, der ja überwiegend aus Liebesgedichten bestand, diese prophetischen Worte:

„Else Lasker-Schüler... ist die jüdische Dichterin. Von großem Wurf ... Sie hat Schwingen und Fesseln, Jauchzen des Kindes, der seligen Braut fromme Inbrunst, das müde Blut verbannter Jahrtausende und greiser Kränkungen ... Der schwarze Schwan Israels, eine Sappho, der die Welt entzweigegangen ist. Strahlt kindlich, ist urfinster ...und berührt so etwas wie deutsche Volksweise, wie Morgenwind... der Sulamith überaus köstlich... [ihre] Seele ... steht in den Abendfarben Jerusalems, wie sie's einmal so überaus glücklich bezeichnet hat.“

Dabei sind es von den 62 Gedichten nur zwei, die sich der „Welt Jerusalems“ verbinden. Doch ihre an der Bild-Sprache des Alten Testaments angelehnte poetische Ausdrucksweise bestimmt weitgehend die Stimmung des ganzen Bandes. Und damit hatte Peter Hille den Nerv der Dichterin zweifellos getroffen. Sie gleichsam erweckt.

DAS LIED DES GESALBTEN

Zebaoth spricht aus dem Abend:

Verschwenden sollst Du mit Liebe!

Denn ich will Dir Perlen meiner Krone schenken,

In goldträufelnden Honig Dein Blut verwandeln.

*Und Deine Lippen mit den Düften süßer Mandeln
tränken.*

Verschwenden sollst Du mit Liebe!

Und mit schmelzendem Jubel meine Feste umgolden

Und die Schwermut, die über Jerusalem trübt,

Mit singenden Blütendolden umkeimen.

[...]

Der „Gesalbte“ - wir stellten es eingangs schon bei der Figur des Joseph fest - ist der oder auch die „Auserwählte“, ist der oder auch die „Liebende“. Er oder auch sie versichert sich des strengsten Gebotes Zebaoths, d.i. der Beiname Gottes, des Jahwe der Juden: *Verschwenden sollst Du mit Liebe!* Warum ein „strengstes Gebot“? Will das eine Last sein? Droht da Strafe bei Nicht-Erfüllung? Das Gegenteil ist gemeint. *Das Verschwenden* ist das beseeligendste Glück. Die Verse nach dem Imperativ malen es aus. Aus der Zweisamkeit entspringt für Else Lasker-Schüler das Gebot der liebenden Versöhnung in allem menschlichen Zusammenleben. Bis an ihr Lebensende wird sie nicht müde werden, solches *verschwendend* auszusprechen.

SULAMITH

*O, ich lernte an deinem süßem Munde
Zu viel der Seligkeiten kennen!
Schon fühl' ich die Lippen Gabriels
Auf meinem Herzen brennen.
Und die Nachtwolke trinkt
Meinen tiefen Cedertraum.
O, wie Dein Leben mir winkt!
Und ich vergehe
Mit blühendem Herzeleid
Und verwehe im Weltraum,
In Zeit,
In Ewigkeit,
Und meine Seele verglüht in den Abendfarben
Jerusalems.*

Sulamith ist die Braut im „Hohen Lied“ des Alten Testaments. Wohl im 4./3. Jahrhundert v. Chr. entstanden, wenn auch der Legende nach König Salomo zugeschrieben. Ein nicht endenwollender Lobpreis der Geliebten und des Geliebten im Wechselgesang, wie er kaum in der Nachfolge übertroffen worden ist. Und das am Anfang der Weltliteratur! Der junge Goethe hatte es übersetzt, nannte es das „Zarteste und Unnachahmlichste, was uns von Ausdruck leidenschaftlicher, anmutiger Liebe zugekommen“. Und Paul Celan fügte den Namen „Sulamith“ in die Jahrhundertklage seines Gedichts *Todesfuge*, den Holocaust.

Das Gedicht variiert insofern den ausschließlichen Lobpreis der Vorlage, als es die Polarität von Liebes-Rausch, *Zu viel der Seligkeiten*, mit dem Liebes-Leid: *ich vergehe, verwehe, verglüh[e]*, verbindet. Auf engstem Raum. Wird es dadurch realistisch, dem Pendelschlag allen Lebens angemessener? *Die Abendfarben Jerusalems* signalisieren den Ort der Dichterin, ihr fernstes Herkommen und, wir gehen der Biographie bis zum Ende nach, ihr endliches Heimfinden.

Im April 1903 erfolgte die Trennung von Berthold Lasker. Im November des Jahres heiratete Else Lasker-Schüler - diesen Namen behielt sie - den neun Jahre jüngeren Georg Lewin, den sie Herwarth Walden nannte. Unter diesem Namen ist er als Komponist, Verleger, Autor und vor allem Begleiter moderner Kunst berühmt geworden. Das Spiel der Namensgebung: Wirklichkeit zu verändern, trieb die Dichterin übrigens mit allen ihren Freunden, sich selbst eingeschlossen: *Jussuf, Prinz von Theben; Tino von Bagdad, Prinzessin; Malik, der Kaiser; Ihr wilder Jude* - so unterschrieb sie ihre Briefe.

Von der Kunst, freischaffend, zu leben, war für den Künstler schon immer ein Kunststück. Die meisten von ihnen - Lessing,

im 18. Jh., ging dieses Wagnis als einer der ersten ein und scheiterte - fristeten ihr Leben unter großen Einschränkungen, oft in Armut. So auch Else Lasker-Schüler. Für das Manuskript ihres Buches über Peter Hille - *Das Peter Hille-Buch 1906* - bot der Verleger 50.-M. Schließlich verdoppelte er: angesichts *meines zerrissenen Kittels in der Frühjahrs-sonne, deren schmeichelnde Hand Axel Juncker bewog, statt mich mit fünfzig, mit hundert Mark abzuferigen*. Solche Honorare waren nicht ungewöhnlich. R. M. Rilke erhielt 1903 für das Manuskript seiner *Rodin-Monographie*, Ergebnis einer dreimonatigen intensiven Arbeit, 150.-M. Doch auch die allmähliche Berühmtheit der Dichterin half ihr nicht aus materiellen Nöten, in die auch noch der anhaltender Beistand für ihren heranwachsenden Sohn inbegriffen war. 1913 erschien ein Spendenaufruf für die „mit schweren Sorgen kämpfende Dichterin“; er war unterzeichnet von großen Namen: Selma Lagerlöf, Richard Dehmel, Karl Kraus, Adolf Loos und Arnold Schönberg.

Bertolt Brecht wußte sich 1927 einem Verleger gegenüber anders zu erwehren: Er versagte den Abdruck einer Prosaarbeit für 100. M., verlangte 250.-, mit dem Hinweis:

„wenn Sie mir sagen, daß Sie für eine Arbeit der Lasker-Schüler (einen Erstdruck) auch nicht mehr bezahlt haben [...], daß mich dies weniger in Hinblick auf mich selber beruhigt, als es mich in Hinblick auf die Lasker-Schüler beunruhigt. Ich halte es für völlig unzulässig, ihr derart niedrige Honorare zu zahlen.“

Und Werner Kraft, 1931 Bibliotheksrat in Hannover, erst in den Jerusalemer Jahren Else Lasker-Schüler nahestehend, wandte sich mit einem Brief an Samuel Fischer, den Besitzer eines der

bedeutendsten deutschen Verlage mit der Frage, warum er sich nicht entschließen könne,

„Else Lasker-Schülers neue ... Gedichte in Verlag zu nehmen... Sie würden sich ein Verdienst um die deutsche Lyrik erwerben, das gar nicht hoch genug anzuschlagen ist ... Nur das erschütternde Faktum, daß sie in Zeitungen ihre herrlichen Gaben vor achtlosen Augen prostituieren muß, veranlaßt mich zu diesem Brief.“

Hier sprach die hohe Wertschätzung einzelner; sie konnte an der Lebenssituation der Dichterin nichts ändern. Daß sich Herwarth Walden Ende 1912 von ihr trennte - sie sah es schon seit Jahr und Tag kommen - , hatte sie tief getroffen und verwirrt. Eines ihrer „schönsten Gedichte“ (Stephan Hermlin) LEISE SAGEN mag diesen Schmerz ins Wort gebracht haben. Man bedenke den Titel, bevor man den Versen folgt, und versuche, alles nur Angedeutete dem, was Verlust ist, anzunähern. Verlust des anderen und Verlust seiner selbst. Wir haben Grund, diesen Lese-Wunsch zu erbitten.

LEISE SAGEN -

*Du nimmst dir alle Sterne
Über meinem Herzen.
Meine Gedanken kräuseln sich,
Ich muß tanzen.
Immer tust du das, was mich anschauen läßt,
Mein Leben zu müden.
Ich kann den Abend nicht mehr
Über die Hecken tragen.
Im Spiegel der Bäche*

*Finde ich mein Bild nicht mehr.
Dem Erzengel hast du
Die schwebenden Augen gestohlen;
Aber ich nasche vom Seim
Ihrer Bläue.
Mein Herz geht langsam unter
Ich weiß nicht wo -
Vielleicht in deiner Hand.
Überall greift sie an mein Gewebe.*

Die Zeitungs- und Journalisten-Öffentlichkeit, die nichts verstand, maßte sich dennoch ein Urteil an. Das Gedicht war ohne Erlaubnis der Dichterin im Juli 1910 in Zeitungen Essens und Hamburgs abgedruckt worden, mit dem Kommentar: „Vollständige Gehirnerweichung, hören wir den Leser - leise sagen.“ Else Lasker-Schüler strengte eine Privatklage an, die nach längerem Hin und Her deutsche Juristen zu diesen merkwürdigen Einsichten in Sachen Dichtung verleiteten: „.. absolute Verständnislosigkeit ... unfreiwillige Komik ... daß für den auffallenden Mangel an vernünftigem Sinn nicht einmal eine schöne Form entschädigt“ und: „der Vorwurf der Gehirnerweichung schießt nicht über das berechnete Ziel kritischer Betrachtung hinaus“. Immerhin: Ein Abdruckshonorar mußte zugestanden werden: 10.- M.

III. „... DIE STÄRKSTE UND UNWEGSAMSTE LYRISCHE ERSCHEINUNG DES MODERNEN DEUTSCHLAND.“

Im selben Jahr, 1910, geschah nun etwas, das - vergleichbar dem, was wir 1904 die „Erweckung“ der Dichterin zur „jüdischen Dichterin“ durch Peter Hille genannt hatten - darüber noch hinausging. Karl Kraus, der große Wiener Kritiker, Zuchtmeister der deutschen Sprache, Kundigster der Welt-Literatur, druckte in seiner Zeitschrift „Die Fackel“ Else Lasker-Schülers Gedicht EIN ALTER TIBETTEPPICH ab mit einem Kommentar, der die Dichterin in eine Ausnahmeposition der modernen Lyrik erhob:

„Nicht oft genug kann diese taubstumme Zeit, die die wahren Originale begrinst ... nicht oft genug kann sie durch einen Hinweis auf Else Lasker-Schüler gereizt werden, die stärkste und unwegsamste lyrische Erscheinung des modernen Deutschland ... Das ... Gedicht gehört für mich zu den entzückendsten und ergreifendsten, die ich je gelesen habe, und wenige von Goethe abwärts gibt es, in denen so ... Sinn und Klang, Wort und Bild, Sprache und Seele verwoben sind ... diese neunzeilige Kostbarkeit.“

Gespannt auf das Gedicht, sollte man es nun langsam, laut und mehrmals lesen, um „Sinn und Klang, Wort und Bild, Sprache und Seele“ zu hören, zu sehen, aufnehmen zu können.

EIN ALTER TIBETTEPPICH

*Deine Seele, die die meine liebet,
Ist verwirrt mit ihr im Teppichtibet.*

*Strahl in Strahl, verliebte Farben,
Sterne, die sich himmellang umwarben.*

*Unsere Füße ruhen auf der Kostbarkeit,
Maschentausendabertausendweit.*

*Süßer Lamasohn auf Moschuspflanzenthron,
Wie lange küßt dein Mund den meinen wohl
Und Wang die Wangen buntgeknüpfte Zeiten schon?*

Die Bildwelt dieses Liebesgedichts möchte man nicht auflösen, sondern stehenlassen, um ihr die Aura, die Ausstrahlung, nicht zu nehmen. Nehmen wir ein Wort des Lesers Karl Kraus auf: das Gedicht sei eines der „ergreifendsten“. Dies vielleicht deshalb, weil die beiden letzten Verse, mit dem *Wie lange...?* eingeleitet, mit dem zitternden Wissen um alle Endlichkeit der Liebe einhergehen. Dass trotz dieser *Maschentausendabertausendweit* (welch eine unglaubliche Wortschöpfung für einen ganzen Vers!), in unendlicher Verknüpfung, und der Wirklichkeits-Enthobenheit in den Namen, die Liebende sich geben, Liebe gefährdet bleibt.

Else Lasker-Schüler bot Lesungen aus ihren Werken in Kunst- und Literaturvereinen an, und sie wurde eingeladen; selbst nach Wien und Prag und in die Schweiz. (Besonders für Lyriker ist auch heute noch das die wesentlichste Erwerbsquelle.) Und da gab es freilich andere Reaktionen als in jenen Zeitungen Essens und Hamburgs:

„Sie liest mit dem unbewußten Pathos des alten Rhapsoden, mitunter liegt etwas Altbiblisches-Prophetisches in ihrem leise singenden, stark suggestiven Vortrag ... Auf die Stimmung des Verstossenseins ist all ihre Lyrik gestellt ... Die

starke und lockende Kunst dieser Dichterin wurzelt auf der Nachtschattenseite des Lebens ... Hier ist das 'Unvernünftige' mächtiger Gedicht-Wirkung, mächtiger Kunstdichtung überhaupt, etwas, was ein Ungeföhres ausdrückt, das das ganz ganz bebende Leben ist, in Wonne und Leid - das Lyrische an sich."

Doch am eindrucksvollsten ist wohl die Darstellung einer Lesung, die der achtzehnjährige Wieland Herzfelde im März 1914 in seinem Tagebuch festhielt. Man merke auf: Ein Achtzehnjähriger, der kurz vor dem August 1914 sein „Kriegsabitur“ machte! Herzfelde war später Verleger, Schriftsteller und nach Rückkehr aus der Emigration u. a. Präsident des PEN-Zentrums der DDR:

„Plötzlich wurde es dunkel, und Frau Lasker-Schüler trat vor die Bühne. Der erste Eindruck übertraf weitaus meine Erwartungen. Sie hatte ein blaues Seidengewand an. Weite Hosen, silberne Schuhe, eine Art weite Jacke, die Haare wie Seide, tiefschwarz, wild zuweilen, dann wieder sinnlich sanft. Das war's vor allem, was mich so überraschte: Jussuf war so ganz Weib, sie war so schön, voller Sinnlichkeit, ich hätte das gar nicht gedacht, da sie schon 38 Jahre alt ist. [In Wirklichkeit 45. H. N.] Und noch mehr erstaunte mich ihr Vortrag. Ich dachte immer, sie spräche sanft, traurig, träumend. Hart, gläsern waren ihr Worte. Wie Metall glühten sie. Niemals bebten sie. Und ganz plötzlich brachen die Gedichte immer ab. Man erschrak jedesmal. Ich mußte mich erst gewöhnen. Das war kein Sprechen, das war Singen, ekstatisch, ewig tönend, wie das Zaubergebet eines orientalischen Propheten...

Im Herbst 1912 war der Gedichtband HEBRÄISCHE BALLADEN,

Karl Kraus gewidmet, erschienen, mit dem selbstgefertigten Titelblatt und der Unterschrift: *In der Nacht meiner tiefsten Not erhob ich mich zum Prinzen von Theben*. Es waren die großen Gestalten des Alten Testaments, die hier heraufgerufen wurden: Abraham, Jakob, Joseph, Moses und Esther, Ruth, Sulamith. Ein tief-subjektives Bekenntnis zur jüdischen Tradition, jedoch mit einem ganz eigenen Blick. Einmal weitete er sich - siehe den Untertitel - in den ägyptischen, arabischen, ganz allgemein orientalischen Raum, und zum anderen fand die Dichterin für die Juden ihrer Vorstellung, jenseits aller Geschichte, den Namen: *Die (meine) wilden Juden*. Anfang 1914 wollte sie gar ein Journal mit diesem Titel herausgeben. (Dann hätte sie *eine Existenz* gehabt.)

Das aber war ein poetischer Ausdruck, der Phantasie der Dichterin entsprungen, war ihre Sehnsucht nach einem „ursprünglichen“ Judentum. Denn ihre antibürgerliche Haltung ließ sie auch das zeitgenössische bürgerliche Judentum weitgehend ablehnen. Ja, sie verachtete es.

Dem Krieg verweigerte Else Lasker-Schüler sich von Anfang an. Sie verlor viele Freunde; sie vereinsamte und erlebte Enttäuschungen. Als sie die Schwester des Dichters Georg Trakl, der sich zu Beginn des Krieges das Leben genommen hatte, in Salzburg besuchte, teilte sie mit:

... wenn ein Gänschen ... sagt: Die ganzen Juden müßten nach Asien geschafft werden ... so ist das grausam... jetzt wo tausende Juden ihr Blut lassen... Sie schimpfte schauerlich über Juden ... Das trifft mich. Ich bin Jude. Gott sei Dank.

(27.12.1914)

Und als der Maler Franz Marc gefallen war, notiert sie in einem Gedenkblatt 1917:

So viele Vögel fliegen durch die Nacht, sie können noch Wind und Atem spielen, aber wir wissen nichts mehr hier unten davon, wir können uns nur noch zerhacken oder gleichgültig aneinander vorbeigehen. In dieser Nüchternheit erhebt sich drohend eine unermeßliche Blutmühle, und wir Völker alle werden bald zermahlen sein.

Dürfen wir, angesichts solcher Erschütterung, darüber verwundert sein, verwundert über die „Weltfremdheit“ der Dichterin, wenn sie die Absicht ausspricht, von Berlin nach Rom zu fahren „zum Papst, vor ihm hin[zu]knien, daß er dem Krieg ein Ende mache.“?

Bedeutende Dichtung hatte schon immer über den Zeithorizont hinausgesehen, im Spannungsfeld von - wie Bertolt Brecht einmal feststellte - „Wissen und Ahnen“. Das Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg ließ bei vielen Künstlern ein „Ahnen“ kommender Katastrophen aufscheinen. Es hat sie nicht verhindern können; allein, auch in diesem Element hat Kunst ihre immerwährende Berechtigung, ja Notwendigkeit erwiesen. Ich meine: bis in die Gegenwart. 1903 überschrieb Else Lasker-Schüler das nachstehende Gedicht - es ist eines ihrer bekanntesten geworden - mit:

WELTENDE

*Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär,
Und der bleierne Schatten, der niederfällt,
Lastet grabesschwer.*

*Komm, wir wollen uns näher verbergen ...
Das Leben liegt in aller Herzen
Wie in Särgen.*

*Du! wir wollen uns tief küssen -
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
An der wir sterben müssen.*

Natürlich wird hier ein Gefühltes ausgesprochen, sicher auch ein Zeitgefühl; doch ist dies so lastend, daß es in eine scheinbare [?] Übertreibung mündet: Das Ende der Welt. Man möchte einem solchen Gedankengang vielleicht folgen, wenn man selbst einmal, und sei es für einen Moment, vor einem Ende gestanden: Alles verwünschend, ohne Hoffnung. Ein gefährlicher Moment. Das Rettende, Halt-Gebende wird von der Dichterin nicht billig geboten: *wir wollen uns näher verbergen ... wir wollen uns tief küssen*. Es kann das nur die immer wieder gesuchte und manchmal gefundene Zweisamkeit sein. Das große Wort „Liebe“ wird vermieden. Die Bedrohung gilt auch ihr sowie dem *Leben* und auch der *Sehnsucht*.

Der Krieg hatte die so oft in ihre Phantasiewelt enthobene Dichterin in die Realität gezwungen; wenn sie ihr auch im Wort ihren Stempel aufdrückte. Kriegsende und Revolution lösten in ihr überschwängliche Hoffnungen aus, wie in Millionen von Menschen:

Aber die Tage der Revolution ... vergesse ich nie im Leben; es waren Römerzeiten! Ein feierlicher Schwur, eine einzige Fackel war Berlin, die aufwärts lohte. Rührende Worte sprachen die einfachen Landwehrmänner an das Volk aus geschmückten Karren, die zu Siegeswagen wurden in der Hand des schlichten Rosselenkers. Ich glaube, daß sich alle Soldaten der Länder leise berühren, gehässig sind sich nur von denen, welche nie draußen im Kriege bluteten oder sich nie gegenüber in den Gräben lagen, Unzucht mit dem Krieg trieben

oder sich mit ihm etablierten oder Luxusausgaben von ihm drucken ließen. Die wissen nichts ...

Nüchternheit des Ausdrucks war jenem geschichtlichen Augenblick nicht angemessen; vielmehr dieser hohe Ton der Freude, der Solidarität mit denen, die Furchtbares gelitten - auf beiden Seiten der *Gräben* - , und der Anklage gegen jene, die am Krieg profitiert hatten, *Luxusausgaben von ihm drucken ließen*. Doch das Hochgefühl wurde rasch verdrängt. Der Krieg war zu Ende, der Friede brach an mit politischen Morden derer, die die Niederlage nicht wahrhaben wollten. Die Aufsehen erregendsten in diesem Moment geschahen an namhaften deutschen Juden; nicht einmal deshalb weil sie Juden waren, sondern weil sie in exponierten Positionen ein anderes Deutschland wollten als das kaiserlich-militaristische; ein republikanisches, ein demokratisches.

So die linke Sozialdemokratin Rosa Luxemburg, so Kurt Eisner, erster Bayrischer Ministerpräsident, so Gustav Landauer, Schriftsteller und Mitglied der Münchner Räteregierung, so Eugen Leviné, Publizist und Mitglied jener Regierung. Ermordet 1919. Else Lasker-Schüler wußte es. Sie wird einige Jahre später auch an die eingekerkerten Dichter Erich Mühsam und Ernst Toller erinnern:

Bewegt beuge ich meine Knie vor meinen dichtenden, schlichten Märtyrerfreunden ... Gustav Landauer ... und Leviné... fielen ihrer Erlösungsballade zum Opfer. Dem ersten riß man den gewaltigen roten Pocher aus der Brust, dem zweiten durchbohrte man im Gefängnishof der Schläfe gütigen Stern. Und noch zwei Dichter schmachten schon jahrelang... warum befreit sie niemand - aus der Festung Bayerns? Erich Mühsam und der

Toller ... Wie sie auch kritisiert werden mögen, ihr ehrlicher blutiger Vers bleibt ewiglich zu respektieren. Er wurde ihr Todespruch. [Und dann folgt der Satz, den wir eingangs schon zitierten, H.N.:] Der Dichter vermag eher eine Welt als einen Staat aufzubauen.

Man möchte meinen, daß auch aus den Zusammenhängen dieser Jahre die Erzählung DER WUNDERRABBINER VON BARCELONA 1920/21 entstanden ist. Das ihr vorangestellte Gedicht GOTT HÖR... sagt in der zweiten Strophe:

O Gott und bei lebendigem Tage,

Träum ich vom Tod.

Im Wasser trink ich ihn und würge ihn im Brot.

Für meine Traurigkeit gibt es kein Maß auf deiner Waage.

In Spanien hatten Juden neben der Großzahl von Moslems und Christen über Hunderte von Jahren miteinander gelebt. Bis zu ihrer fast völligen Vertreibung 1492, dem Endpunkt der sogenannten katholischen Reconquista, der Wiedereroberung Spaniens. In kleinsten Gemeinden, verstreut, mitunter schein-christianisiert, existierten sie weiter, ständig jedoch lebensbedroht.

In die fiktive Erzählung fügt sich Wundersames: Die schon in der Kindheit entstandene Liebe zwischen einem Judenmädchen und einem Christenjungen sowie beider Flucht in einem Zauber-Schiff und einem real-geschichtlich Schrecklichen: Ein mörderischer Pogrom, der jene Liebe zum Vorwand nahm.

Der Blick auf die Juden ist bei Else Lasker-Schüler hier nicht mehr der der HEBRÄISCHEN BALLADEN, geweitet in den orientalischen Raum, eines ursprünglichen *wilden Juden*, sondern durch den Mund des Wunderrabbiners Eleasar spricht, so

scheint es, die Dichterin vom Auftrag der Juden in der Welt und von dem, was ihnen Palästina, was ihnen Jerusalem sein sollte.

'Und der allgütige Vater', lobpreiste singend Eleasar, 'pflückte einen Stern von seinem Kleide, und hob das Kind unter den Völkern zu sich empor und setzte das Licht in seine braune Stirn. Mit dieser kleinen Entlichtung am göttlichen Leibe des Wächters der Welt entfaltete der Herr die erleuchteten Juden zum Volk der Propheten, ihm zu dienen in jedem Lande, in jedem Volke, auf allen Wegen. Amen.'

Der Auftrag - trotz allen Leids, *schon seit Jahrtausenden gedemütigt zu werden*, - ist, am Ort der Zerstreung, der Diaspora, auszuhalten, *ihm [dem Herrn] zu dienen*. Denn, so erklärt der Wunderrabbiner, *Wer das gelobte Land nicht im Herzen trägt, der wird es nie erreichen*. Und wissend um den Schmerz der Juden seit allen Zeiten und um die Sehnsucht nach dem Land der Verheißung, hält der Wunderrabbiner sein Wissen und sein Mitgefühl zurück:

Er hatte seine Menschen lieb und immer wieder beantwortete er ihre Frage nach der Heimat mit Ausflüchten. Bedrängt, die Städte zu verlassen, in denen sie von Urbeginn bestimmt waren, Gott zu säen, flüchteten sich die noch wach gebliebenen Judengedanken in des Hohen Priesters Schoß. Aber daß Palästina nur die Sternwarte ihrer Heimat sei, wagte der Wunderrabbiner den müden Auserwählten nicht ins Gedächtnis zu rufen.

Was die Bewegung des Zionismus seit 1900 der europäischen Judenheit als Weg aus der Bedrängnis bot: den Gedanken der Rückkehr nach Palästina, wird in diesem letzten Satz mit innigster Behutsamkeit beschwiegen. Die kleine Erzählung weiß am

Ende nichts von einer Versöhnung. Die Bedrohung der Judenheit ist das Bleibende, ist ihr auferlegt. Die Dichterin sieht mit Bitternis auf den anhaltenden Antisemitismus, geschürt aus christlicher Intoleranz, manipuliert bis zum Fanatismus.

Unter dem Vorwand, Hüter der Reinheit deutscher Sprache zu sein, entblödete der keineswegs unbedeutende Schriftsteller Ludwig Thoma sich nicht, die Sprache der Dichterin Else Lasker-Schüler auf die geschmackloseste Weise anzugreifen. So im „Miesbacher Anzeiger“, einer nahe München erscheinenden rechtsstehenden Tageszeitung:

„Wir wissen kaum, wer die Lasker-Schüler ist, und unsere Leser werden es auch nicht wissen, aber der Jacobsohn in Berlin sagt, daß sie die größte Dichterin Deutschlands ist, und der Judassohn sagt es auch. Dann muß es wahr sein... und diese 'größte Dichterin Deutschlands' zum Beispiel macht es sich zur Aufgabe, als Oberschlawinerin Satzstellung und Wortstellung zu verlausen. In Berlin hockt das Gesindel zu Hunderten beisammen, das die Sprach-Syphilis einführt ... Und das deutsche Volk macht feig und dumm die Neuzeit mit und ist gleichgültig gegen die Gefahr, mit der Reinheit der Muttersprache die reichen Schätze der Vergangenheit zu verlieren.“
(22. Juli 1921)

Schon ein Jahrzehnt zuvor hatte Karl Kraus seiner Zeit bescheinigt, daß sie der Dichtung gegenüber „taub“ und „stumm“ sei; sie könne nichts hören, sie könne nichts sagen. Aber sie sei immer „gereizt“ durch „einen Hinweis auf Else Lasker-Schüler“. Für die Leser des „Miesbacher Anzeigers“ ging es ja gar nicht um jene ihnen unbekannte Dichterin. Hier geschah etwas anderes: ihre Gefühle wurden aufgereizt durch die Namen

„Jacobsohn“ und „Judassohn“ und durch die Worte „Oberschlawinerin“ und „Gesindel“. Das war der verbale Antisemitismus am Anfang der Weimarer Republik!

Die Lebenssituation der Dichterin war anhaltend schwierig. Wenn sie ein Honorar erhielt - im Herbst 1919 war eine 10-bändige Ausgabe ihrer Werke im Verlag Paul Cassirer in Berlin erschienen -, dann konnte sie das Geld nicht zusammenhalten, verschenkte an ärmere Kollegen, sorgte sich um die Ausbildung ihres Sohnes. Gottfried Benn, der bedeutendste Dichter der expressionistischen Generation, dem sie hatte nahekommen wollen, der sie bewunderte, schrieb:

„1911... Der STYX noch jugendlich, die BALLADEN vollendet in großem Stil. Frau Else Lasker-Schüler wohnte damals in Halensee in einem möblierten Zimmer, und seitdem, bis zu ihrem Tode, hat sie nie mehr eine eigene Wohnung gehabt, immer nur enge Kammern, vollgestopft mit Spielzeug, Puppen, Tieren, lauter Krimskrams. Sie war klein, damals knabenhaft schlank, hatte pechschwarze Haare, kurz geschnitten, was zu der Zeit noch selten war, große rabenschwarze bewegliche Augen mit einem ausweichenden unerklärlichen Blick... Sie aß nie regelmäßig, sie aß sehr wenig, oft lebte sie wochenlang von Nüssen und Obst. Sie schlief oft auf Bänken, und sie war immer arm in allen Lebenslagen und zu allen Zeiten.“

Von ihren Verlegern glaubte Else Lasker-Schüler sich ausgebeutet und betrogen. Und so verfaßte sie eine polemische Schrift von 50 Seiten: ICH RÄUME AUF! *Meine Anklage gegen meine Verleger*. 1925. Ein einmaliger Vorgang in der Literaturgeschichte! Sie nahm in Kauf, sich selbst zu schaden, denn sie nannte Namen: Paul Cassirer, Kurt Wolff, Alfred Flechtheim, *die*

Vorkriegsmillionäre. Die Kritik war konsterniert und stand zu meist nicht auf ihrer Seite. Ein Kritiker allerdings schrieb:

„Die Lasker-Schüler trägt das schon in früheren Zeiten schwere, in unserer Zeit fast selbstverständliche Los des Verkanntseins. Sie wissen, daß sie eine bedeutende Dichterin ist, aber sie haben keine Ahnung, was ein Dichter und wozu er da ist. Als die Dichterin vor kurzem eine Streitschrift gegen ihre Verleger veröffentlichte, hatte sie sicher im Sinne moderner Zivilisation unrecht; aber das war um so schlimmer für diese Zivilisation. Auch diese Schrift von ihr war ja ein Schicksalslied.“ (Ernst Blass)

Und sie selbst sah auch in diesem Zusammenhang auf die zeitgenössischen Juden mit „Zorn und Sehnsucht“, wie es der große jüdische Religionsphilosoph Martin Buber einst formuliert hatte. Ihre pointiertesten Sätze lauten:

Weil mich gerade als Jüdin die kleinste unfaire Handlung des jüdischen Verlegers schwerer (ja schmerzlicher) berührt, als der etwaige Diebstahl eines Christen, der Bücher verlegt..., betone ich die Leute meines Glaubens. Ich sehne mich nicht danach mit dieser Gesellschaft identifiziert zu werden. Propheten und die großen Könige trennen den tief erleuchteten Juden von dem lauen; den klugen von dem schlaunen. Aber wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, weiß, daß sich in Verlagsgeschäften Jude und Christ teilen in gleichen Ziffern. So ist es, und ich werde aufräumen und mich nicht irreleiten lassen, vom Bedenken etwaiger antisemitischer Folgen ins Boxhorn treiben lassen, es verstopfen für alle Zeiten. Wer würde sich nach mir entschließen, wieder hineinzublasen...[?] Meine Klage ist nicht

jüdisch, noch christlich, meine Klage ist weder beschnitten noch getauft, meine Klage ist ein Chor vieler, vieler, vieler Dichterseufzer...

Solcher Mut, die Dinge beim Namen zu nennen, ist aller Bewunderung wert! Besagte Dinge haben sich ja nicht geändert; im Gegenteil. Das Buch ist nichts als Ware geworden, die schreiend beworben, die manipulierte Bedürfnisse befriedigt, die gewinnbringend verkauft werden will. Wie viel schwieriger hat es da ein Buch, das nicht Ware, sondern ein Kunstwerk ist und das einen Leser finden möchte.

Der „Zorn“ hat in dieser Schrift die Oberhand, doch die „Sehnsucht“ nach Liebe und Versöhnung bleibt der Grundakkord der Dichtung von Else Lasker-Schüler.

IV. „... DIE JÜDIN AUS URALTEM DEUTSCHEN STAMME VOM RHEINE.“

In der zeitlos in spanische Vergangenheit versetzten Erzählung von dem WUNDERRABBINER VON BARCELONA (1921) war der Pogrom, der grausame Mord an der kleinen Judengemeinde, nicht ausgespart. Jenes Geschehen drohte in die Gegenwart der zwanziger Jahre hinein. Doch gerade ihr sucht die Dichterin ein anderes Bild entgegenzustellen. 1932 erschien ihre Erzählung ARTHUR ARONYMUS *Die Geschichte meines Vaters* und, auf ihr basierend, das Schauspiel ARTHUR ARONYMUS UND SEINE VÄTER. In beiden Werken verwebt sich die phantasievolle und legendenhaft ausgemalte Geschichte der Familie Schüler im Westfälischen des 19. Jahrhunderts mit der wundersamen Ab-

wendung eines Pogroms durch ein ebenso wundersam gemeinsames Feiertags-Mahl von Juden und Christen. Ein „Versöhnungsmahl“.

Ein Märchen, ein Wunschtraum, eine Dichtung - am Rande der Machtergreifung Hitlers.

Das jüdische Familienoberhaupt hatte dem christlichen Bischof bei jenem Feiertags-Mahl zum Ansinnen der Taufe mit großem Pathos erklärt:

Ich wie mein Vater noch meines hochseligen Vaters hochseliger Vater und dessen Väter, Väter, Väter... pflegten auf direktem Weg zu Gott zu gelangen, und ich sollte Seinem Sohne meinen noch unmündigen Sohn auf Umwegen zuführen lassen? Der Herr behüte uns vor allem Bösen.

Der fundamentale Unterschied der beiden Religionen spricht sich hier aus: Das Judentum weiß den *direkten Weg zu Gott*; das Christentum weiß den Mittler zu Gott, *Seinen Sohn*, Christus. Dennoch schließt die Erzählung mit dem hochherzigen Glauben der Möglichkeit von „Versöhnung“:

Seine Gnaden [der Bischof] bejahten aufmerksam jedes Wort des klugen Herrn Vaters meines Vaters Vater, mit wohlwollender Geste und beide Herren kamen darüber ein, 'mit einem bißchen Liebe geht's schon, daß Jude und Christ ihr Brot gemeinsam in Eintracht brechen' ...

Düsseldorf, Darmstadt und Berlin planten ein Aufführung des Theaterstücks. Sie kam nicht mehr zustande. Als Else Lasker-Schüler im November 1932 den geteilten Kleist-Preis zugesprochen erhielt, mit der Begründung:

„In den Büchern Else Lasker-Schülers finden sich viele Verse, die den ewiggültigen Schöpfungen unserer größten deutschen Meister ebenbürtig sind... Daß der überzeitliche Wert dieser Dichtung bisher nur von einer kleinen Gemeinde erkannt ist und daß Else Lasker-Schüler noch niemals eine offizielle Anerkennung fand, rechtfertigt diese späte Ehrung...“,

da reagierte der „Völkische Beobachter“, das Zentralorgan der NSDAP, mit der Schlagzeile: „Die Tochter eines Beduinenscheichs erhält den Kleistpreis!“ und den Sätzen: „Wir meinen, daß die rein hebräische Poesie der Lasker-Schüler uns Deutsche gar nichts angeht... eine Herausforderung jedes völkisch Empfindenden... für uns ist, was immer eine Jüdin auch schreibt, vor allem keine deutsche Kunst!“

Ihr Bleiben in Deutschland wäre lebensgefährlich gewesen; sie verließ Berlin fluchtartig, fast in Panik, am 19. April 1933. Was wirklich an jenem Tag geschah - möglicherweise ist sie von braunem Mob mit Knüppeln niedergeschlagen worden - , weiß man nicht. In Basel angekommen, in seelischer Verwirrung und anhaltender Angst, nächtigte sie auf Parkbänken am Zürcher See, bevor die Polizei sie identifizieren konnte. Fünf Jahre später schrieb sie aus Zürich an eine Verwandte in den USA:

Dann kam - H. [itler] und wir alle ... mußten über Nacht wie ich fort. Zerschlagen kam ich blutend in Zürich an... Ich lag 6 Nächte am See hier versteckt, da Niemand momentan in Zürich, den ich kannte vom Krieg her. Nun kann ich leben. Natürlich sehr schwächlich, da so viele Emigranten hier. (22.8.38)

Es waren Tausende, schließlich Zehntausende, die lebensbe-

droht, aus Deutschland fliehen mussten. Nach Österreich, in die Tschechoslowakei, nach Frankreich, nach England, nach Skandinavien, nach Amerika, in die Sowjet-Union und eben in die Schweiz. Die größte Zahl der geflohenen Juden fand Aufnahme in Palästina. Bis zum Ausbruch des Krieges hielt der Strom an. Die Länder verhielten sich den politisch und rassisch Gefährdeten gegenüber sehr unterschiedlich. Sie setzten Aufnahme-Quoten, forderten einen Existenz-Nachweis, ja internierten Antifaschisten bei Kriegsausbruch in Lagern. Brecht hatte den Namen „Emigrant“ für sich und seinesgleichen zurückgewiesen; er setzte an seine Stelle den Namen „Vertriebene“ und „Verbannte“. Und Else Lasker-Schüler überschrieb ihr erstes in der Schweiz entstandenes Gedicht DIE VERSCHEUCHTE .

Sie fand Freunde und auch finanzielle Unterstützung. Doch die Jahre ihres Dortseins, 1933-1939, waren tief überschattet von der uniformen Behandlung aller „Fremden“ durch die Schweizer Bürokratie. *Sechs Jahre führe ich ein fast unerträgliches Dasein... So ist meine Lebensangst*, schrieb sie im Juli 1939. Als man ihr die Aufenthaltsgenehmigung 1939 endgültig entzog - Begründung: „Aus vorsorglich armenpolitischen Gründen. - Überfremdung“ -, war sie 70 Jahre alt, eine große Dichterin, eine Unbekannte, einer Ausnahme nicht wert! Schon im November 1933 musste sie der Polizei gegenüber eine Unterschrift leisten, dass ihr die „Erwerbstätigkeit als Dichterin ... bis auf weiteres verboten“ bleibt. „Kontrolldetektive“ überwachten das. 1936 konstatiert die Fremdenpolizei: „Die Petentin [Bittstellerin] sollte während geraumer Zeit gänzlich von der Schweiz ferngehalten werden ... in Hinblick auf die große Überfremdung [läge dies] im Interesse der Schweiz.“

Wie immer man dies Schweizer Verhalten erklären mag - auch

Angst dem großmächtigen Nachbarn gegenüber, der mit Misstrauen auf die Geflüchteten schaute, ihre möglichen Aktivitäten, spielte eine Rolle, selbst Sympathien bestimmter Kreise mit dem NS-Regime -, der Beitrag zu einer Dichter-Tragödie ist, so scheint uns, nicht zu übersehen! Die fortschreitende psychische Verstörtheit der Dichterin - von vielen Zeitgenossen schon in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre mit Bestürzung wahrgenommen - war ja an ihre Lebenssituation gebunden. Zwar schrieb sie Anfang 1935:

Ich arbeit den ganzen Tag und nun brauch ich keine Angst mehr haben, aber immer weht es durch mein Blut tatsächlich wegen der Berliner Zurückgebliebenen wie es denen gehen mag ob sie frieren oder hungern wie ich das so lange musste. Und wenig später: Ich denk immer an die Gepeinigten in Konzentrationslagern und schäme mich meiner Klagen fast.

Einen Augenblick lang schien es, als würde Else Lasker-Schüler in der Öffentlichkeit der Schweiz nun doch wahrgenommen. Im Dezember 1936 wurde im Schauspielhaus Zürich ARTHUR ARONYMUS UND SEINE VÄTER uraufgeführt. Namhafte, aus Deutschland und Österreich geflohene Künstler zählten zu den engagiert Mitwirkenden. Friedrich Dürrenmatt, später einer der Großen der Schweizer und der Weltliteratur, schrieb 1951 dem Schauspielhaus ins Stammbuch: dies sei „eine seiner großen Taten“ gewesen. Dennoch: Es gab nur zwei Aufführungen. Die Gründe für die Absetzung liegen im Dunkeln. (Theater-Intrige, Abwertende Kritik, Einspruch der deutschen Botschaft?) Der Dichter Franz Werfel schrieb aus Locarno nach dem Lesen des Manuskripts:

„Meine sehr liebe, von mir immer zuhöchst verehrte Else Lasker-Schüler. Ihr Arthur Aronimus ist eine ganz wunderbare Dichtung. Dem einzigartigen Genius, der in Ihnen lebt und wirkt, ist es wieder gelungen, das derzeit gefährlichste, heikelste, unausdrückbarste Thema in ein Spiel von solch menschlicher und religiöser Süßigkeit aufzulösen, daß ein rührbarer Leser wie ich mindestens 27 x heulen mußte... Das jüdischste und doch zugleich naivste Werk, das erträumt werden kann... Das Verrückte aber ist, daß dieses jüdische Werk zugleich auch das **deutscheste** ist, das ich kenne. Nie wird einer von den geeichten Nationaldichtern dieses Augenblicks etwas auch nur annähernd so Bodenständiges und Heimatsreines zustandebringen wie Sie die Jüdin aus uraltem deutschen Stamm vom Rheine.“ (30.4.1936)

V. „DAS HEBRÄERLAND“ - „AUF DEM PFAD ZUM EWIGEN HEIME“

Zweimal war Else Lasker-Schüler nach Palästina eingeladen worden. Im März 1934 nach Alexandria, das sie aber bald nach Jerusalem verließ, im Juni 1937 nach Jerusalem, und im April 1939 unternahm sie diese Reise noch einmal, um nach drei Monaten wieder eine Aufenthaltsgenehmigung für die Schweiz zu erlangen. Die wurde ihr jedoch verweigert.

Was sie in ihren Gedichten von Anfang an visionär erschaut hatte, das sah sie nun im unmittelbaren Augenschein. Gleich das erstemal ist sie fast nur zu Worten im Telegrammstil in der Lage:

Unsäglich! Nicht zu schildern an Verwunderung und

Handlung und Meer und Dunkelheit... Herrliches Bibelland. Karawanen fortwährend am Balkon vorbei: ganz anders wie man sich vorstellt ...War in Bethlehem, kaufte den Kindern Bonbons ... War im Garten Gethsemane ... Sah Absalom, David Sohns Grabmal... Colonien ein Wunder. Verrostet Gestein alles, brauner Himmel mit gelber Borde und lila Fransen ... Durch die Wüste über Jaffa nebenan alle Völker der Erde - unaussprechlich...

Zurückgekehrt von der ersten Reise lässt sie die Eindrücke ruhen und schreibt ihr „schönstes Prosabuch“ (Friedrich Dürrenmatt): DAS HEBRÄERLAND Es erschien 1937. Das hebräisch und deutsch vorangestellte Motto akzentuiert den ganzen Blickwinkel: *Ihr aber sollt mir sein ein Reich von Priestern, ein heiliges Volk.* (2. Buch Mose, 19,6)

Das reale Palästina - eben nicht „Hebräerland“ - war ein anderes. Die Engländer suchten im Kolonial-Regime das Land zu verwalten. Die arabische Mehrheit, im erwachten Nationalgefühl, provozierte die Mandatsmacht permanent und ging zum Terror gegen die Juden und den jüdischen Einwandererstrom über. Die Juden selbst suchten hier zu überleben sowie Strukturen ihrer Zukunft aufzubauen. 1939 stellten sie mit einer halben Million 1/3 der Bevölkerung Palästinas.

Die Dichterin nahm diese gefährlichen Spannungen wahr - und auch wiederum nicht.

Sie trug ihr Weltbild der „Versöhnung“ und der „Liebe“ in dieses Buch und damit in die Öffentlichkeit. *Es ziemt sich nicht, hier im Heiligen Lande Zwietracht zu säen.* Natürlich kann man da abermals von „Weltfremdheit“ sprechen - und die Kritik tat das auch vehement. Doch nach fast einem Jahrhundert der Unversöhnlichkeiten in diesem Raum, sollte da ein anderer

Blickwinkel nicht endlich möglich sein?

Der Dichter ... Der künstlerische Mensch lebt in zwei Welten zu gleicher Zeit, auf seiner Erdenwelt und in seiner Phantasiewelt. Ich lebte hier in Palästina in drei Welten: mit sanften Gedanken noch in der mir lieb gewordenen Stiefwelt Europas, mit Herz und Seele aber in der Palästinawelt, die nicht von dieser Welt; so streifte ich auch schon die jenseitige . Was beweist hirklarste Logik neben der Wahrheit der Offenbarung!

Mutet die nachfolgende Strophe nicht wie eine *Offenbarung*, wie eine *Wahrheit* an, die nur Dichtung leisten kann? Ein Bild der Welt, Klage und Hoffnung in einem:

*Es ruhen Rand an Rand einträchtig Land und Seen,
- Das Weltall spaltet sich doch nicht -
O Gott, wie kann der Mensch verstehen,
Warum der Mensch haltlos vom Menschtum bricht,
Sich wieder sammeln muß im höheren Geschehen.*

Ein Wort drängt sich auf, das es anderswo gar nicht gibt: *Menschtum*. Über die Bedeutung, über den Gehalt dieses Wortes nachdenkend - und das sollen wir ja , das ist ja die Absicht des wortschöpferischen Dichters - , begreifen wir es als die Summe dessen, was der Mensch sein soll. Bertolt Brecht hatte die einzige Bestimmung des Menschen in dem Vers: „Wenn es soweit sein wird, / Daß der Mensch dem Menschen ein Helfer ist ...“ ausgesprochen. Ein Dichter-Wort, ein Jahrhundert-Wort! Sich in seinem *Menschtum ... wieder sammeln*; beide denken sie an eine mögliche Zukunft: Brecht und die Lasker-Schüler.

DAS HEBRÄERLAND ist ein Buch des Erlebten und mehr noch des Ersehnten, einer *Palästina*welt, die nicht von dieser Welt, und es fügt sich Erinnerertes an Kindheit und Elternhaus in das Buch, wie eine Lebenslegende, die die Dichterin hierhergeführt. Sie sieht, durch Freunde aufmerksam gemacht, durchaus die Realität: *Die Kinder vieler mißhandelter Juden des Europa-ostens ... Viele galizische, polnische und ungarische Juden [die] in das Heilige Land flüchten* Sie weiß den Ankauf weiteren Palästinas ... *neuerworbenes Land* und gibt dem ein Bibelwort: *Den Fußbreit, den du heimkaufst vom Heiligen Lande, hast du mir gekauft - dem Ewigen*, und sie begreift die Forderung an die Engländer *für die unumschränkte Einwanderung aller Judenstämme der Erde*.

Sie steht an der „Klagemauer“, dem einzigen Rest des jüdischen Tempels von Jerusalem, dem heiligsten Ort der Judenheit. Welcher Leser wäre nicht angerührt von ihrem Erinnern fast im Ton eines Kindes:

Ich kaufte am Stand, am Eingang der Klagemauer, eine Kerze, entzündete sie sehr bewegt, im Gedanken an meine ruhenden teuren Eltern, an meine von mir angebetete Mama, an meinen sprudelnden, guten, weltenlustigen Papa, an meinen zu Gott heimgerufenen, jungen, herrlichen Sohn, an meine geliebten Geschwister im Himmel, an alle meine Freunde und Freundinnen, die nicht mehr mit mir vereint auf dieser Erde wandeln. Viele opferten ihr unersetzliches Leben dem furchtbaren Weltkrieg. Aber auch an meine lieben lebenden Spielgefährten dachte ich, die ich verlassen mußte in meiner mir lieb gewordenen deutschen Heimat ... Ich bin stolz, an der Klagemauer gewesen zu sein, beinahe so sehr, als ob ich bei Gott gewesen...

Doch der Grundton des Buches ist in dem ersehnten Zusammenklang der Stimmen aller hier Lebenden zu vernehmen. : *der verschiedenartigsten morgenländischen und abendländischen Völker und Religionen ... Jude und Christ, Mohammedaner und Buddhist* [geht hier] *Hand in Hand... jeder begegnet dem Nächsten mit Verantwortung.* Und noch einmal der zentrale Satz:

Es ziemt sich nicht, hier im Heiligen Lande Zwietracht zu säen. Ein höchster, ein idealischer Anspruch, wie nicht von dieser Welt. Die Dichterin scheint es zu wissen; dennoch spricht sie ihn aus. Wie sie auch mit Stolz und mit Furcht von dem einzelnen der Ihren zu sagen weiß:

ein einziger unbefleckter Jude genügt, sein ganzes Volk, das gesamte Volk der Juden, zu repräsentieren, wie ebenso ein ungeläuterter, ein einziger Jude genügt, unser großes, verhetztes Volk in den Staub zu ziehen! Darum ein jeder Jude wache über sich und sein Judentum! (Man erinnert sich an den Rigorismus ihres Urteils in der polemischen Schrift *ICH RÄUME AUF!* H.N.)

Beglückt mag die Dichterin gewesen sein, in diesem orientalischen Raum die hohe Wertschätzung ihres Dichterseins erfahren zu haben. Seit eh und je bei Arabern und Juden:

Der Dichter bedeutet, und erst die Dichterin, dem arabischen Volke ein Symbol, dem jüdischen Volke eine Erinnerung an König Salomos Hohelied. Mehrmals und an verschiedenen Orten in Palästina hatte sie aus ihrem Werk gelesen und sie bekommt es gedankt:

'Ich habe zum Aufbau Palästinas beigetragen durch die Dichtungen meiner hebräischen Balladen; bin nicht untätig

am Gotteswerk gewesen', bestätigte mir der galante, aber auch ernste Weltmann. Und leichtgläubig, wie ich mal bin, freute es mich, daß die Dichterin etwas gilt im Vaterland.

Gern sitzt sie in der buntgemischten Menge, sieht die Menge in Eintracht am Spektakel, im Zirkus, im Kino:

Auch hier im Zirkus füllen gemeinsam Juden und Araber den Zuschauerraum. In der Reihe, auf dem Platz vor mir, nah der Manege, nehmen Haremsfrauen und ihr Gebieter Platz. Mir zur Rechten und zur Linken ein Bergbeduine in Gala und seine in strahlende Seiden gekleidete Bergbeduinin ... Der Tanz der edlen Schimmel ergreift den wildhebräischen und arabischen Semiten zu Tränen...

So ist es auch im Kino. Else Lasker-Schüler hat sich als leidenschaftliche *Kinoniterin* bezeichnet. Das damals noch neue Medium zog viele Künstler an. Thomas Mann ging in den dreißiger Jahren und auch später gern und oft ins Kino. Und so entstand ein possierliches Gedicht, das sich in die Reihe der von der Dichterin ULKIADEN genannten Spaßigkeiten einreihete:

*Liebespaare beschauen sich am Pfeiler des Cinemas 'Zion'
die bunten abenteuerlichen Plakate. Cinema ist auch meine
Schwäche; möge sie nie erstarken!*

*Komm mit mir in das Cinema,
Dort findet man, was einmal war:
Die Liebe!
Liegt meine Hand in deiner Hand
Ganz übermannt im Dunkel,*

*Trompetet wo ein Elefant
Urpötzlich aus dem Dschungel -*

*Und schnappt nach uns aus heißem Sand
Auf seiner Filmenseide
Ein Krokodilweib, hirnverbrannt,
Dann - küssen wir uns beide.*

Am Ende des Buches vom HEBRÄERLAND (1937) steht das Gedicht SULAMITH. (Ersterschienen 1901). Hatten wir es eingangs als ein Liebesgedicht verstanden - man lese es noch einmal nach! - , möchten wir es jetzt als einen einzigen Lobpreis des Gelobten Landes begreifen. So weit greift Lyrik! Das Herzeleid freilich hat eine größere Dimension erfahren; die Sorge um das Hebräerland.

Überschwang und Nüchternheit bestimmen den Abschied nach zweimonatigem Aufenthalt, Frühjahr 1934. Es sind die Pole des Empfindens der Dichterin.

*'Ich komme zurück!' versicherte ich meinen Freunden.
'Ist es euch denn entgangen, wie ich hänge an der Lippe unse-
res Heiligen Landes und saht ihr mich nicht bauen mein Geier-
nest hoch über Jerusalems Fels? Ihr spracht doch einmal selbst
vom Flügelschlag meiner Schultern und vom Schweifen meiner
Augen. Und daß sie bunt schimmern, regt sich in ihnen die
Ewigkeit des Gedichts.' Aber als ich so sprach - schämte ich mich
meiner großenwahnsinnigen Äußerungen und küßte einfach
meine Freunde.*

Sie kam zurück; im Frühjahr 1939 zum zweiten Mal. Und sie musste bleiben. Die Schweiz verwehrte ihr die Wiedereinreise, und der Zweite Weltkrieg brach aus, 1. September 1939.

Sie fand auch hier Freunde und finanzielle Unterstützung; doch den Alltag zu überstehen, fast 6 Jahre, setzte ihr Idealbild vom „Hebräerland“ einer anhaltenden Belastung aus. Wie schon in der Schweiz der „Verscheuchten“ die Wirkensmöglichkeiten gering waren, so in Palästina noch eingenger. An den Kaufmann und Verleger Salman Schocken, der ihr beistand und der ihr ab August 1940 eine monatliche Zuwendung gewährte, schrieb sie schon im Juli 1939 aus dem Bewusstsein kommenden Entwurzelung:

Ich kann gar nicht schreiben und bitte Sie nur einmal mit mir zu überlegen - ich hab doch 21 Bücher gedichtet, unzählige Bilder gemalt den Ausstellungen etc.- wie ich weiter kann? Mein Gedanke aus mir zu leben... Aber mit wem soll ich überlegen hier?... Hier für mich herum sitzen - ein Jammer.

Und sie hat , wie sie schreibt und wohl selbst nicht recht daran glaubt, einen *famosen Plan*: einen *Jahrmarkt* am Rande von Jerusalem mit *Karrossel, 4-5 Buden* vorerst aufzubauen und zu leiten, *schwer mit bunten Glasperlen behangen ... Gott könnte kommen und sich mit den kleinen und großen Kindern freuen. So versöhnen wir zunächst das Volk Judas und des Arabers ... mit hebräischen und arabischen kindlichen Volksliedern.* Doch dann stürzt der *Plan* um und es folgt der bittere Satz: *Ich flieg sonst fort - was soll ich hier - da man -wie eingesperrt.* Man kann über solche Vorstellung lächeln, doch sollte sich bewusst sein, dass auch sie aus dem tiefsten Grund ihres Lebensbildes hervordrängt: der Versöhnung und der Liebe.

Ein anderer Plan jedoch realisierte sich: Sie gründet einen Kreis, „*Der Kraal*“ von ihr genannt, [das ist eigentlich ein kreisförmig eingezäumter Hofraum], in dem Dichterlesungen und

Vorträge stattfinden sollen. Von Januar 1942 bis zu ihrem Tod ist sie der gute Geist dieses Unternehmens. Sie findet den Raum, sie lädt ein, sie malt Eintrittskarten und trägt sie aus, sie findet die Teilnehmer: Dichter, Philosophen, Rezitatoren.

Doch das alltägliche Leben bedrängt sie, in Verzweiflung und Sarkasmus: *Ich war am Abend unmenschlich traurig, irrte nach Hause... Nun werde ich in die Kaschemme gehen , vielerlei essen; ich möchte wieder mich erholen.* Marin Buber mag bestürzt gewesen sein - sie verehrte ihn, und dennoch überwarf sie sich zuletzt mit ihm - , als er von ihr lesen musste:

... ich bin keine Zionistin, keine Jüdin, keine Christin; ich glaube aber ein Mensch, ein sehr tief trauriger Mensch. Ich war ein einfacher Soldat Gottes; ich kann mich aber nicht mehr uniformieren. Ich ströme mit einem Tag nach dem anderen hin. Vielleicht glaubt Gott der Ewige an mich, ich weiß nicht in meiner Menschlichkeit wie ich an den Ewigen denken kann glauben? Und liege doch vielleicht in Seiner Unsichtbaren Hand.
(23. Dez. 42)

Die Verunsicherung ist ganz groß geworden; einzig sicher: *ein sehr tief trauriger Mensch* zu sein. Und Gott?

Eines ihrer letzten Gedichte, ÜBER GLITZERNDEN KIES, umgreift das Jetzt und das Einst göltiger als jedes Briefzitat; denn es hebt den Leser oder Hörer in ein nachgefühltes gänzlichliches Allein-Sein.

*Könnt ich nach Haus -
Die Lichte gehen aus -
Erlischt ihr letzter Gruß*

*Wo soll ich hin?
Oh Mutter mein, weißt du's?
Auch unser Garten ist gestorben!*

*Es liegt ein grauer Nelkenstrauß
Im Winkel wo im Elternhaus.
Er hatte große Sorgfalt sich erworben.*

*Umkränzte das Willkommen an den Toren
Und gab sich ganz in seiner Farbe aus.
Oh liebe Mutter!*

Versprühte Abendrot

*Am Morgen weiche Sehnsucht aus
Bevor die Welt in Schmach und Not.*

*Ich habe keine Schwestern mehr und keine Brüder.
Der Winter spielte mit dem Tode in den Nestern
Und Reif erstarrte alle Liebeslieder.*

Das Gedicht ist ein Ganzes, in dem dennoch einzelne Verse wie eine Leuchtschrift sich herausheben: *Wo soll ich hin?*, in eine *Welt in Schmach und Not*, in der *Reiferstarrte alle Liebeslieder?* Diese Strophen stehen in dem letzten Gedichtband von Else Lasker-Schüler. Erschienen 1943 in Jerusalem. Er hat den Titel nach einem seiner Gedichte erhalten: MEIN BLAUES KLAVIER. Vorangestellt ist ihm eine Widmung: *Meinen unvergeßlichen Freunden und Freundinnen in den Städten Deutschlands - und denen, die wie ich vertrieben und nun zerstreut in aller Welt. In Treue.* Ob einen ihrer Freunde oder Freundinnen in Deutschland dieser Gedichtband erreicht haben mag? Wohl kaum. Es war der Juni 1943. Der Krieg hatte sich gewendet, nach Stalingrad war

er für Deutschland verloren. Man hat den kleinen Gedichtband - 20 Gedichte, von denen 11 schon in den Jahren von 1928-1938 entstanden waren - ihren „Schwanengesang“ genannt, den letzten Gesang des Dichters vor seinem Tod. Er enthält einige der unvergesslichsten Gedichte von Else Lasker-Schüler. Der Dichter Louis Fürnberg, der als „Verscheuchter“ auch in Jerusalem lebte, 1957 in Weimar gestorben, schrieb:

„Die Lasker-Schüler hat ein neues Gedichtbüchlein 'Mein blaues Klavier' in einer - Ausgabe von 300 Exemplaren veröffentlicht, ganz wundervoll, ganz groß. 30 Exemplare wurden verkauft. Sie erhielt 2 1/2 £. Sie ist verrückt (ein bißchen bewusst verrückt!), böse, gutherzig, komisch und göttlich. Mich haßt sie, aber sie ist ein Menschenwunder. (Jerusalem, 26. Oktober 1944)“

Vielleicht erschreckt diese Charakterisierung; doch all jene, die sie, die Dichterin, den Menschen Else Lasker-Schüler in ihrem letzten Lebensjahrzehnt gekannt, sagten Ähnliches, manchmal noch krasser. Am bittersten schließlich sie selbst über sich. In nachgelassenen Blättern spricht sie noch einmal über den ANTISEMITISMUS, ohne Anklage, ohne Schärfe, eigentlich nur in Trauer:

Ihn erachte ich für eine Erbschaft vom Vater auf den Sohn. Ein Erbteil, mit dem der Erbende selten umzugehen versteht. Anstatt den ihm zugefallenen unedlen, unechten Schatz, der ihn an Seele und Gemüt zu verarmen droht, zu vernichten, bemüht er sich, ihn zu bewahren im Safe seines Herzens; um ihn bei Gelegenheit sogar verschwenderisch herauszuwerfen. So führen die teuflischen Taler des geerbten Gutes den Besitzer

*seelisch zum Bankrott.... Ich leide unter diesem irrigen Leben.-
(Verstörend die letzten Sätze. Sah sie sich doch auch in ihrem
Vaterland oft missverstanden, als Dichterin nicht erkannt:)
Nachdem ich dem Totschlag des Antisemitismus entkommen,
zerreißt mich zuweilen vertrauenslos die Kralle des eigenen
Volkes.*

Wie ein Vermächtnis, über den Tod hinaus, lesen sich die in
einer ebenfalls nachgelassenen AUFZEICHNUNG genannten 10
Punkte:

*6. So lange noch ein Kind hungert, verzichtet Gott auf
jede Synagoge. Ich glaube im Namen Gottes zu spre-
chen in aller Bescheidenheit.*

*8. Ich glaube - nur Barmherzigkeit ist imstande, die
Heilige Stadt Jerusalem zu befestigen.*

Else Lasker-Schüler starb am 22. Januar 1945 in Jerusalem.
Nahe dem Ölberg wurde sie begraben. Der Rabbiner sprach im
Beisein von ungefähr sechzig Freunden und Bewunderern ihr
Gedicht ICH WEISS, das schon 1937 entstanden war, in deut-
scher Sprache. Das war in diesem Moment und an diesem Ort
etwas Ungewöhnliches. Das Totengebet, der hebräische Kad-
disch, folgte dem. Ihr Grabstein trägt nur ihren Namen.

ICH WEISS

*Ich weiß, daß ich bald sterben muß
Es leuchten doch alle Bäume
Nach langersehntem Julikuß -*

*Fahl werden meine Träume -
Nie dichtete ich einen trüberen Schluß
In den Büchern meiner Reime.*

*Eine Blume brichst du mir zum Gruß -
Ich liebte sie schon im Keime.
Doch ich weiß, daß ich bald sterben muß.*

*Mein Odem schwebt über Gottes Fluß -
Ich setze leise meinen Fuß
Auf den Pfad zum ewigen Heime.*



MEIN VOLK (1905)

*Der Fels wird morsch,
Dem ich entspringe
Und meine Gotteslieder singe ...
Jäh stürz ich vom Weg
Und riesele ganz in mir
Fernab, allein über Klagegestein
Dem Meer zu.*

*Hab mich so abgeströmt
Von meines Blutes
Mostvergorenheit
Und immer, immer noch der Wiederhall
In mir,
Wenn schauerlich gen Ost
Das morsche Felsgebein,
Mein Volk,
Zu Gott schreit.*

Das jüdische Volk gehört mit dem Selbst-Verständnis seiner weitzurückreichenden Geschichte, Religion und Tradition zu den ältesten der Welt. Ein *Fels*, der *morsch* geworden. Dennoch ruft die Dichterin es zweimal an: MEIN VOLK, so in der Überschrift, so am Ende. Ihm gelten ihre *Gotteslieder*. Dass sie ihm „entsprungen“, reißt in dem Doppelsinn dieses Wortes den tiefen Zwiespalt auf, in dem Else Lasker-Schüler ihrem Volke gegenüber lebte. Das Wort verweist sowohl auf ihre Zugehörigkeit wie auch auf ihren Abstand zu ihrem Herkommen. Rückzug in ihr Innerstes, das bis in ein Meer reicht.

Einmal spricht sie von der *Kunst* als einem *Wein*, der *gären, sich filtrieren* soll, ein *kostbarer Most im Herzen des ... Künstlers*. Dies hilft vielleicht, die *Mostvergorenheit* ihres *Blutes* zu verstehen: Es ist ihr Kostbarstes. Im Schrei zu *Gott*, in seinem *Widerhall* in ihr, weiß sie ihren Ort.

HEIMWEH (1910)

*Ich kann die Sprache
Dieses kühlen Landes nicht,
Und seinen Schritt nicht gehn.*

*Auch die Wolken, die vorbeiziehn,
Weiß ich nicht zu deuten.*

Die Nacht ist eine Stiefköningin.

*Immer muß ich an die Pharaonenwälder denken
Und küsse die Bilder meiner Sterne.*

*Meine Lippen leuchten schon
Und sprechen Fernes,*

*Und bin ein buntes Bilderbuch
Auf deinem Schoß.*

*Aber dein Antlitz spinnt
Einen Schleier aus Weinen.*

*Meinen schillernden Vögeln
Sind die Korallen ausgestochen.*

*An den Hecken der Gärten
Versteinern sich ihre weichen Nester.*

*Wer salbt meine toten Paläste -
Sie trugen die Kronen meiner Väter.
Ihre Gebete versanken im heiligen Fluß.*

Das Motiv „Heimweh“ durchzieht das Leben und das Werk der Dichterin. Heimweh in die einstige Geborgenheit von Haus und Nähe der Eltern und Geschwister. Nun erlebt sie die Unbehaustheit der Fremde *dieses Landes*, in seiner *Sprache*, in seinem *Schritt*.

Ist es da verwunderlich, dass sie eine Phantasie-Welt sich erfand? Denn: *Der Dichter vermag eher eine Welt als einen Staat aufzubauen*, wird sie später wissen. Und so baut sie sich eine magische und farbige Welt des Orients, in der sie *Tino von Bagdad, Prinz von Theben, Malik der Kaiser* sein kann. Titel ihrer Prosabücher von 1907, 1914 und 1919.

Noch im verstörendsten Moment ihres Lebens, unmittelbar nach ihrer panikartigen Flucht aus Nazi-Deutschland, nun in der Schweiz, ersteht abermals das Heimweh nach jener Welt: *Ich bin wie in einer kühlen großen Zelle immerzu ... Wo ist unser buntes Theben, all die Dromedare und Kameele und Silbertauben. Die flattern blind umher ... die Korallen ihnen ausgestochen wie mir mein Herz.* (21. Mai 1933) Was den *Vögeln* des Gedichts geschah, das nun ihrem *Herzen: ausgestochen*.

Stehen bleibt am Ende des Gedichts die elegische Frage: *Wer salbt meine toten Paläste*; was ja heißt: Wer erhebt sie? Der „Gesalbte“ ist der „Erhobene“. Dem weiß sie sich nahe.

GEBET (1917)

*Ich suche allerlanden eine Stadt,
Die einen Engel vor der Pforte hat.
Ich trage seinen großen Flügel
Gebrochen schwer am Schulterblatt
Und in der Stirne seinen Stern als Siegel.*

*Und wandle immer in die Nacht ...
Ich habe Liebe in die Welt gebracht -
Daß blau zu blühen jedes Herz vermag,
Und hab ein Leben müde mich gewacht,
In Gott gehüllt den dunklen Atemschlag.*

*O Gott, schließ um mich deinen Mantel fest;
Ich weiß, ich bin im Kugelglas der Rest,
Und wenn der letzte Mensch die Welt vergießt
Du mich nicht wieder aus der Allmacht läßt
Und sich ein neuer Erdball um mich schließt.*

Das Gebet eines bedrängten Menschenwesens, fern von allen Vorgaben festgefüger Religionen; deshalb ergreift uns auch sein Ton. Die Dichterin weiß um ihr Tun: *Ich habe Liebe in die Welt gebracht*, und es scheint, als ob es vergeblich war: *Und hab ein Leben müde mich gewacht*. So ruft sie *Gottes Mantel* als bergende Hülle an, sollte einst ein *neuer Erdball* sich um sie schließen.

Doch eingangs, in der ersten Strophe, geschieht eine merkwürdige, schmerzliche Verwandlung: Die Suche nach einem schützenden Engel, *allerlanden* (welch schönes neues Wort!) *vor der Pforte ein[er] Stadt*, und das plötzliche Eins-Werden mit ihm, im Gebrochen- und Erhoben-Sein, *in der Stirne seinen Stern als Siegel*. Sie ist, die Dichterin, eine Auserwählte.

JOSEPH WIRD VERKAUFT (1920)

*Die Winde spielten müde mit den Palmen noch,
So dunkel war es schon um Mittag in der Wüste,
Und Joseph sah den Engel nicht, der ihn vom Himmel grüßte,
Und weinte, da er für des Vaters Liebe büßte,
Und suchte nach dem Cocos seines schattigen Herzens doch.*

*Der bunte Brüderschwarm zog wieder nach Gottosten,
Und er bereute seine schwere Untat schon,
Und auf den Sandweg fiel der schnöde Silberlohn.
Die fremden Männer aber ketteten des Jakobs Sohn,
Bis ihm die Häute drohten mit dem Eisen zu verrostern.*

*So oft sprach Jakob inbrünstig zu seinem Herrn,
Sie trugen gleiche Bärte, Schaum, von einer Eselin gemolken.
Und Joseph glaubte jedesmal, - sein - Vater blicke aus den Wolken ..
Und eilte über heilige Bergeshöhn, ihm nachzufolgen,
Bis er dann ratlos einschlief unter einem Stern.*

*Die Käufer lauschten dem entrückten Knaben,
Des Vaters Andacht atmete aus seinem Haare;
Und sie entfesselten die edelblütige Ware.
Und drängten sich, zu tragen Kanaans Prophet in einer Bahre,
Wie die bebürdeten Kamele durch den Sand zu traben.*

*Ägypten glänzte feierlich in goldenen Mantelfarben,
Da dieses Jahr die Ernte auf den Salbtag fiel.
Die kleine Karawane - endlich - nahte sie dem Ziel.
Sie trugen Joseph in das Haus des Potiphars am Nil.
An seinem Traume hingen aller Deutung Garben.*

Seit ihrer frühesten Kindheit, damals hieß sie noch Elisabeth Schüler, liebte jenes Mädchen die Gestalt des Joseph, sein Leid und seine wunderbare Erhöhung, wie sie in dem Alten Testament berichtet wird. Sie weinte um ihn und wurde nie müde, ihren Mitschülerinnen von ihm zu erzählen, so dass sie in deren Augen selbst zum Joseph aufstieg.

Der Dichterin Else Lasker-Schüler schließlich wurde die Gestalt des Joseph zu einem Bild, in das sie sich selbst einfügen konnte. Verwandelt nannte sie sich *Jussuf, Prinz von Theben*. Das ist der arabische Name für Joseph, und da ist Ägypten-Theben, in das Joseph verkauft wurde

Der Dichter muss an sich glauben - bis zur Vorstellung der Auserwähltheit; freilich auch immer wieder „geprüft“, selbst „verworfen“ zu werden.

Der letzte Vers des Gedichts, dem man wohl insgesamt leichter folgen kann, hat es doch einen erzählenden Charakter, könnte als der Zusammenklang des Biblischen und des Dichterischen begriffen werden: *An seinem Traume hingen aller Deutung Garben*. Es ist der *Traum* der „Erhöhung“. Fassen wir den Traum als das einmalige Vermögen, über die reale Welt hinauszugehen und eine neue Welt zu sagen, im dichterischen Wort, dann entbündeln sich die *Garben* in die unendliche Vielfalt *aller Deutung*.

DIE VERSCHEUCHTE (1934)

*Es ist der Tag im Nebel völlig eingehüllt,
Entseelt begegnen alle Welten sich -
Kaum hingezeichnet wie auf einem Schattenbild.*

*Wie lange war kein Herz zu meinem mild ...
Die Welt erkaltete, der Mensch verblich.
- Komm bete mit mir - denn Gott tröstet mich.*

*Wo weilt der Odem, der aus meinem Leben wich?
Ich streife heimatlos zusammen mit dem Wild
Durch bleiche Zeiten träumend - ja ich liebte dich ...*

*Wo soll ich hin, wenn kalt der Nordsturm brüllt?
Die scheuen Tiere aus der Landschaft wagen sich
Und ich vor deine Tür, ein Bündel Wegerich.*

*Bald haben Tränen alle Himmel weggespült,
An deren Kelchen Dichter ihren Durst gestillt -
Auch du und ich.*

Es ist dies eines der ergreifendsten Gedichte der Else Lasker-Schüler. Ursprünglich sollte es DAS LIED DER EMIGRANTIN heißen, dann erhielt es, 1934 veröffentlicht, den Titel DIE VERSCHEUCHTE. Wäre die „Emigrantin“ die aus eigenem Willen Weggegangene gewesen, so ist die „Verscheuchte“ die gegen ihren Willen *heimatlos* Gemachte, vertrieben auch von denen, die sie einmal *liebte*. Das Gedicht vermittelt eine Vorstellung von dem Lebensbruch, dem Tausende ausgesetzt waren, die, ihr Leben zu retten, fluchtartig Deutschland verlassen mussten, vor dem braunen Sieg, der für zwölf Jahre zu einer europäischen Katastrophe werden sollte.

Es war ihrer aller Frage: *Wo soll ich hin* [?] Die Welt *entseelt, erkaltet*, und: *der Mensch verblich*. Ergreifend ist das Gedicht auch deshalb, weil es einen wiederholt Angeredeten sucht, der ihr, der Dichterin, aber gerade zur tiefsten Enttäuschung geworden war. Unwichtig eigentlich dieser biographische Bezug, denn der größere in der Liebe *Himmel, | An deren Kelchen Dichter ihren Durst gestillt*, hebt die „Verscheuchte“ durch das Gebet vielleicht in den Trost Gottes. Er blieb der Dichterin immer der ersehnte Zufluchtsort.

MEIN BLAUES KLAVIER (1937)

*Ich habe zu Hause ein blaues Klavier
Und kenne doch keine Note.*

*Es steht im Dunkel der Kellertür,
Seitdem die Welt verrohte.*

*Es spielen Sternenhände vier
- Die Mondfrau sang im Boote -
Nun tanzen die Ratten im Geklirr.*

*Zerbrochen ist die Klaviatur
Ich beweine die blaue Tote.*

*Ach liebe Engel öffnet mir
- Ich aß vom bitteren Brote -
Mir lebend schon die Himmeltür -
Auch wider dem Verbote.*

Man könnte der Täuschung erliegen - läse man nur die Verse 1,2,3 // 5,6 - , in ein amüsan-groteskes Chanson geraten zu sein, stieße man nicht auf die Verse 4 und 7: *Seitdem die Welt verrohete // Nun tanzen die Ratten im Geklirr*. Sie sind der Schrecken des Gedichts, das im Februar 1937 in der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschien. Denn welchem Leser musste nicht diese Welt vor die Augen treten:

Die aus Deutschland „Verscheuchten“; die Bücherverbrennung vom Mai 1933; die Nürnberger Rassegesetze vom September 1935, erste Etappe der Judenverfolgung; der im Sommer 1936 erputschte Bürgerkrieg in Spanien; das Zurückweichen der bürgerlichen Demokratien vor den Forderungen Hitlers usw. usf. Das Fazit der Dichterin: *Zerbrochen ist die Klaviatur // Ich beweine die blaue Tote*. Die virtuos eingesetzten Reimworte machen das Gedicht eher noch gespenstischer. Die biblische Erfahrung all jener, die Verbannung erleben mussten, - *Ich aß vom bitteren Brote* - , war reale Lebenssituation von Else Lasker-Schüler. Einen Ort diesseitigen Daseins zu finden, umschreibt die letzte Strophe, nur scheinbar abgehoben: ihr eine *Tür zu öffnen // Auch wider dem Verbote*. Die Bedrängnis durch die Schweizer Bürokratie, das Land verlassen zu müssen, hatte sich auf die gesamten 6 Jahre 1933-1939 erstreckt. Am 30. September 1936 mit der Forderung: „Die Petentin [Bittstellerin] sollte während geraumer Zeit gänzlich von der Schweiz ferngehalten werden.... 1939: Aus vorsorglich armenpolitischen Gründen. Überfremdung..“

Das Gedicht hat einen Hintergrund; er müsste mitgedacht werden.

ICH LIEGE WO AM WEGRAND (1943)

*Ich liege wo am Wegrund übermattet -
Und über mir die finstere kalte Nacht -
Und zähl schon zu den Toten längst bestattet.*

*Wo soll ich auch noch hin - von Grauen überschattet -
Die ich vom Monde euch mit Liedern still bedacht
Und weite Himmel blauvertausendfacht.*

*Die heilige Liebe, die ihr blind zertratet,
Ist Gottes Ebenbild!
Fahrlässig umgebracht.*

*Darum auch lebten du und ich in einem Schacht!
Und - doch im Paradiese trunken blumumblattet.*

Ihren letzten Gedichtband, MEIN BLAUES KLAVIER (1943), hatte Else Lasker-Schüler mit der eingedruckten Widmung versehen: *Meinen unvergeßlichen Freunden und Freundinnen in den Städten Deutschlands - und denen, die wie ich vertrieben und nun zerstreut in der Welt. In Treue!* Umso schmerzlicher muss ihr der handschriftliche, in Klammern gesetzte Untertitel dieses Gedichts ICH LIEGE WO AM WEGRAND gewesen sein: *(Treulosen Freunden)*. Selbst *Treue* bis ans Ende gegeben und *Treulosigkeit* erfahren - *von Grauen // überschattet*.

Und die immer wiederkehrende Frage dieser Jahre, die ihre Einsamkeit, Heimatlosigkeit, ja gänzliche Entwurzelung ausspricht: *Wo soll ich auch noch hin* [?], bleibt ohne Antwort. Wenn auch die schließende Strophe noch einmal von einem *Paradiese trunken blumumblattet* zu sagen weiß - mit den schönsten Sprachwundern: *blauvertausendfacht* und *blumumblattet*:- sie war dazu, entgegen aller Vernunft, in der Lage: *du und ich*, so möchte man *Die heilige Liebe ... // Gottes Ebenbild* als ihr letztes Wort aufheben und bewahren.

Literaturhinweise

- Else Lasker-Schüler: Die Gedichte 1902 – 1943.** Hg. von Friedhelm Kemp.
suhrkamp taschenbuch 2790. 1997
: Der Prinz von Theben und andere Prosa.
Hg. von Friedhelm Kemp.
suhrkamp taschenbuch 2848. 1998
: Konzert. Prosa und Schauspiele. Hg. von Friedhelm Kemp.
suhrkamp taschenbuch 3011. 2000
: Ich und Ich. Verse und Prosa aus dem Nachlaß.
Hg. von Werner Kraft.
suhrkamp taschenbuch 3312. 2002
- Else Lasker-Schüler: Gedichte und Prosa.**
Hg. mit einem Nachwort von Friedrich Minckwitz.
Kiepenheuer-Bücherei Weimar, 1967
- Else Lasker-Schüler: Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, dargestellt von**
Erika Klüsener. Rowohlt Hamburg, 1980
- Else Lasker-Schüler: Ich suche allerlanden eine Stadt.**
Gedichte, Prosa, Briefe mit Illustrationen von Else Lasker-Schüler. Hg. von Silvia Schlenstedt. Reclam Leipzig, 1988
- Jakob Hensing: Else Lasker-Schüler. Ein Leben zwischen Bohème und Exil.**
Heyne Verlag München, 1985
- Text+Kritik 122: Else Lasker-Schüler. Zeitschrift für Literatur.**
Hg. von Heinz Ludwig Arnold. München IV/94
- Marbacher Magazin Doppelheft 71 /1995**
Else Lasker-Schüler. Bearbeitet von Erika Klüsener und
Friedrich Pfäfflin.
Mit einer Auswahl aus den Tagebüchern von Werner Kraft



GERTRUD KOLMAR
(1894 Berlin / 1943 Auschwitz)

I. ERKANNT UND DENNOCH FAST VERGESSEN

Gertrud Kolmars Lebenszeit waren die Jahre von 1894 – 1943.
Und da ist ein beschämtes Eingeständnis, dass wir von ihr so wenig wussten; bis jetzt.

Eine unvergleichliche, eine große Dichterin. Eine Dichterin und ein jüdisches Schicksal.

Eines ihrer Gedichte, an den Leser gerichtet, wohl von Ende der zwanziger Jahre, trägt den Titel

DIE DICHTERIN.

Du hältst mich in den Händen ganz und gar.

*Mein Herz wie eines kleinen Vogels schlägt
In deiner Faust. Der du dies liest, gib acht;
Denn sieh, du blätterst einen Menschen um.
Doch ist es dir aus Pappe nur gemacht,*

*Aus Druckpapier und Leim, so bleibt es stumm
Und trifft dich nicht mit seinem großen Blick,*

*Der aus den schwarzen Zeichen suchend schaut,
Und ist ein Ding und hat ein Dinggeschick.*

*Und ward verschleiert doch gleich einer Braut,
Und ward geschmückt, daß du es lieben magst,
Und bittet schüchtern, daß du deinen Sinn
Aus Gleichmut und Gewöhnung einmal jagst,*

*Und bebt und weiß und flüstert vor sich hin:
„Dies wird nicht sein.“ Und nickt dir lächelnd zu.
Wer sollte hoffen, wenn nicht eine Frau?
Ihr ganzes Treiben ist ein einzig. „Du...“*

*Mit schwarzen Blumen, mit gemalter Brau',
Mit Silberketten, Seiden, blaubestern.
Sie wußte manches Schönere als Kind
Und hat das schönre andre Wort verlernt. -*

*Der Mann ist soviel klüger, als wir sind.
In seinen Reden unterhält er sich
Mit Tod und Frühling, Eisenwerk und Zeit;
Ich sage: „Du...“ und immer: „Du und ich.“*

*Und dieses Buch ist eines Mädchens Kleid,
Das reich und rot sein mag und ärmlich fahl,
Und immer unter liebem Finger nur
Zerknittern dulden will, Befleckung, Mal.*

*So steh' ich,weisend, was mir widerfuhr,
Denn harte Lauge hat es wohl gebleicht,
Doch keine hat es gänzlich ausgespült.
So ruf' ich dich. Mein Ruf ist dünn und leicht.*

Du hörst, was spricht. Vernimmst du auch, was fühlt?

Das Gedicht eröffnet die Sammlung des lyrischen Werkes von Gertrud Kolmar in der Ausgabe des Deutschen Taschenbuch Verlags von 1987.

Das Gedicht ist die inständige Bitte um eine unabgelenkte Hinwendung des Lesers auf dieses Blatt, auf dieses Buch. Ohne eine solche Hinwendung würde der Leser sich ihm nicht nähern können. Und zugleich spricht es von der Sehnsucht der Liebe, der Liebe einer Frau, die sich ihr einzig erfüllt im Hoffen auf ein Du. *Du und ich*. Vielleicht mutet solches Selbst-Bild demütig in Unterordnung und Anruf an; doch man soll ja alle Gedichte lesen, um dies zu erfahren: *So steh ich,weisend, was mir widerfuhr*.

Peter Hamm schrieb noch 1993: „Daß Gertrud Kolmars Werk innerhalb der modernen deutschen Lyrik einzigartiger Rang zukommt, das hat sich erstaunlicherweise noch immer nicht ... herumgesprochen.“

Dabei gab es gewichtige Stimmen, die das dichterische Werk von Gertrud Kolmar schon zu ihren Lebzeiten begleiteten: Walter Benjamin, ihr Cousin, brachte zwei ihrer Gedichte: DAS GROSSE FEUERWERK und WAPPEN VON ZINNA in die Osterbeilage 1928 der renommierten, von Willy Haas herausgegebenen Zeitschrift „Literarische Welt“ mit folgender Vorbemerkung ein: „Von der Verfasserin ist bisher nur ein Band *Gedichte* - Berlin 1917 bei Egon Fleischel - erschienen. Weniger um auf jene ersten frühen Versuche hinzuweisen, als um das Ohr des Lesers Tönen zu gewinnen, wie sie in der deutschen Frauendichtung seit Annette von Droste nicht mehr vernommen worden sind, veröffentliche ich die folgenden Verse. Walter Benjamin.“

Auf Vorschlag von Walter Benjamin brachte die von Max Rychner redigierte „Neue Schweizer Rundschau“ im Oktober 1929 drei Gedichte von Gertrud Kolmar: DIE BETERIN, WAPPEN VON LASSAN und DIE FAHRENDE, und im „Insel-Almanach auf

das Jahr 1930" erschienen DIE GAUKLERIN und DIE ENTFÜHRTE. Anton Kippenberg dankte für die „Kostbarkeiten, die sie ihm anvertraut“ habe.

DIE GAUKLERIN ist, scheint mir, dem Erstzitierten, DER DICHTERIN, verwandt:

*Die gelben Vögel ängsten nie,
Wenn ich sie greifen will,
Als flaum'ge Kugeln halten sie
Dem losen Handwerk still;
Wer kennt auch grünes Gläserpiel,
Das nicht beim Sprung zerklirrt,
Den Silberreif, der läutend fiel,
Im Gleiten unverirrt?*

*Es wird, was lächelnd ich geschafft,
Ein Lächeln eben wert;
Wohl keines ist so elfenhaft,
Gering und leicht entbehrt.
Ein veilchenscheuer Becher trug
Die Lehre, die ich trank,
Von grober Hölzer zartem Flug,
Von blöder Steine Schwank.*

*Verwahrt, was gründelos und kurz,
Die Kunst, den Seifenball,
Der farb'gen Bänder Wassersturz,
Den Regenbogenfall,
Der schweigend mischt und schnell verwischt
Ein Rätsel, das er schreibt,
Auf immer, wenn ihr wollt, erlischt
Und, wollt ihr, ewig bleibt.*

*Verschmählt die ungesetzte Welt,
Daran mein Wesen lebt,
Habt Mitleid mit dem runden Geld,
Das zäh am Finger klebt:
Und doch, wenn einstmals karger Raum
Mit weher Lahmheit schlug,
Beschwingt euch meinen Kindertraum
Und habt an ihm genug.*

Die Gauklerin ist eine Artistin, Zauberkünstlerin, Taschenspielerin. Und mit Spiel und Zauber hat Kunst immer zu tun gehabt, insbesondere die lyrische Kunst. Die Dichterin setzt sich eine Maske auf, verwandelt sich, um uns in Bildern den Zauber der Welt vorzustellen und sich selbst bittend an den Rand zu verfügen, um eines *Lächelns*, eines kleinen *runden Geldes* willen. Alles sei ja nur ein *Kindertraum*.

In einer von Elisabeth Langgässer 1933 herausgegebenen Anthologie mit dem Titel „Herz zum Hafem. Frauengedichte der Gegenwart“ finden sich vier Gedichte von Gertrud Kolmar: DIE FAHRENDE; DAS RÄUBERMÄDCHEN; DIE OTTERN; DIE SINNENDE. Sie stehen neben Gedichten von Ricarda Huch, Else Lasker-Schüler, Regina Ullmann, Ina Seidel, Elisabeth Langgässer und Ruth Schaumann. Später, 1947, schreibt Elisabeth Langgässer an Peter Suhrkamp über die Gedichte von Gertrud Kolmar: „... diese seltsamen, unendlich tiefen und melancholischen Verse... Welch eine Einsamkeit, welch eine irdische Flugbahn... welch uraltes Wissen! ... Georg Trakl kommt mir von ferne in den Sinn -, nur, daß hier alles noch objektiver ist und noch tiefer zurück in dem Urgestein der Sprache - härter trotz aller Weiblichkeit ...“

Und noch einmal zurückgewandt: Im Jahr 1936 stellte Kurt

Pinthus, der Herausgeber der berühmten Anthologie expressionistischer Lyrik mit dem Titel „Menschheitsdämmerung“ aus dem Jahr 1920, fest: „Da ist... abseits von allen anderen stehend: die an Phantasie und Ausdruckskraft reichste Begabung, Gertrud Chodziesner, [d. i. Gertrud Kolmar, H. N.] mehr als eine Begabung, - eine Traumwandlerin, der die Grelle der Realität und des Animalischen in der Umgestaltung zur unheimlichen Vision einen Weg in jenes Reich gewährt, das Goethe das der Mütter nennt.“ Nelly Sachs hatte Gertrud Kolmar noch persönlich gekannt. Sie nannte sie 1943 in einem Brief: „Die Hellsichtige: Eine der wohl größten Lyrikerinnen. Visionen über alle Grenzen hinaus.“ Und sie schrieb ihr unter derselben Überschrift eine Grabschrift:

Du sahst die Gedanken kreisend gehn
Wie Bilder um ein Haupt.
Der Luft hast du geglaubt
Darin die Sterne auferstehn.

Du hattest nicht den Blindenstar
Der altgewordenen Zeit.
Wo für uns noch der Abend war
Sahst du schon Ewigkeit.

Als Peter Suhrkamp 1947 den ersten kleinen Gedichtband von Gertrud Kolmar unter dem Titel WELTEN herausbrachte; hieß es in dem Verlagsgutachten: „...häufig bei Lyrikern findet man das eine oder das andere [Gedicht], das die allgemeine künstlerische Norm überragt; Inseln gleichsam. Hier sind es nicht Einzelheiten, die bestechen, sondern Bilder, die haften, hier ist es nicht das eine Gedicht zwischen weniger belangvollen, das auffällt... hier ist eine wirkliche Einheit in der lyrischen Gestaltung.“

Also ein seltener Fund. Eine plastische Sprache, hart und immer wieder besonders gefügt, dabei ohne gewollte Manier. Keine Nachahmung männlicher Mentalität, sondern durchaus weiblich im Elementaren... Keine Angleichung an lyrische Konventionen des letzten Jahrhunderts - das heisst also: nicht die Schönheit steht als Idee hinter dem Weltbild, sondern die Wahrheit. Die Wahrheit, in der Irrealität (Traumvision) und Realität (Erfahrungswissen) sich zum künstlerischen Ausdruck vereinigen ... durchglühte Ekstase und ... visionäre Beladenheit des Denkens in Bildern ...der tiefe Passionszug des Jüdischen... ist nicht minder stark da."

Und dann ist da noch Johannes Bobrowski, der uns eigentlich und nachdrücklich zu Gertrud Kolmar hätte hinführen müssen. Im Januar 1961 entstand sein Porträt-Gedicht

GERTRUD KOLMAR

Buche, blutig im Laub,
in rauchender Tiefe, bitter
die Schatten, droben das Tor
aus Elstergeschrei.

Dort ist eine gegangen,
Mädchen, mit glattem Haar,
die Ebene unter den Lidern
lugte herauf, in den Mooren
vertropfte der Schritt.

Ungestorben aber
die finstere Zeit, umher
geht meine Sprache und ist
rostig von Blut.

Wenn ich deiner gedächte:
Vor die Buche trat ich,
ich hab befohlen der Elster:
Schweig, es kommen, die hier
waren - wenn ich gedächte:
Wir werden nicht sterben, wir werden
mit Türmen gegürtet sein?

Das Gedicht einer dunklen Welt. Alles ist noch nah: „Unge-
storben aber / die finstere Zeit.“ Ihre Mahnmaie verweisen auf
die „Buche, blutig ... rauchende Tiefe ... die Schatten ... das
Tor.“ Der letzte Vers ist ein Zitat aus dem Gedicht von Gertrud
Kolmar DIE JÜDIN: dort ein Aussagesatz, bei Johannes Bo-
browski ist er bedrängenderweise mit einem Fragezeichen ver-
sehen: „Wir werden nicht sterben, wir werden / mit Türmen ge-
gürtet sein?“

Seit Anfang der 50er Jahre sammelte Johannes Bobrowski in
einer handschriftlichen Mappe seine, wie er sie überschrieb,
„Liebsten Gedichte“. Sie reichen von Luther bis Christoph
Meckel. Der Band umfasst 128 Poeten. Neben Eduard Mörike
mit acht Gedichten ist allein Gertrud Kolmar mit sieben Ge-
dichten vertreten. Johannes Bobrowski mag in seinem Blick auf
die Natur, auf die kreatürliche Schöpfung einen Anklang an die
große Dichterin empfunden haben. Vier von sieben ausgewähl-
ten Gedichten thematisieren Naturwesen, in Fremdheit und
Nähe: DIE DRUDE; LEDA; DIE REIHER; DIE KRÖTE.

Dichtung und Bildende Kunst hatten von Beginn des 20. Jahr-
hunderts an einen neuen Bezug zur Tierwelt aufgebaut, ein
affektives, oft schuldverhaftetes Verhältnis zwischen Mensch
und Kreatur gesehen und dargestellt. So bei Rilke, Trakl, Heym,

Benn, Kafka u.v.a.m. Wobei die Stimme von Gertrud Kolmar eine ganz unverwechselbare geworden war.

Wahrscheinlich hat Gertrud Kolmar das Märchen „Die Kröte“ von Hans Christian Andersen gekannt. Dort heißt es: „Aber liegt nicht gerade etwas Schönes in dem Volksglauben, daß die Kröte, das allerhäßlichste Tier, oft den köstlichen Edelstein in ihrem Kopfe birgt? Ist es nicht mit dem Menschen ebenso?“ In dem Märchen weiß die kleine Kröte nicht, dass sie solchen Edelstein trägt. Sie wird getötet. Doch den strahlenden Stein nimmt die Sonne in sich auf.

Das Gedicht DIE KRÖTE ist im Oktober 1933 entstanden. Man muss es von der Figuration her all den Gedichten von Gertrud Kolmar zuordnen, die, in Tierwelt verwandelt, die Außenseiter, Ausgestoßenen, Geächteten darstellen. Es geht nicht um Zoologie: Regenwurm, Maus, Natter, Wölfe mit Schlagzähnen und Vögel mit gefährlichen Krallen, sondern es geht um die Einheit alles Lebendigen, dessen Teil der Mensch ist.

DIE KRÖTE

*Ein blaues Dämmer sinkt mit triefender Feuchte;
Es schleppt einen breiten rosiggoldenen Saum.
Schwarz steilt eine Pappel auf in das weiche Geleuchte,
Und milde Birken verzittern zu fahlerem Schaum.
Wie Totenhaupt kollert so dumpf ein Apfel zur Furche,
Und knisternd verflackert mählich das herbstbraune Blatt.
Mit Lichtern gespenstert ferne die düsternde Stadt.
Weißer Wiesennebel braut Lurche.*

*Ich bin die Kröte
Ich liebe die Gestirne der Nacht.
Abends hohe Röte*

*Schwelt in purpurne Teiche, kaum entfacht
Unter der Regentonne
Morschen Brettern hock' ich duckig und dick;
Auf das Verenden der Sonne
Lauert mein schmerzlicher Mondenblick.*

*Ich bin die Kröte.
Und ich liebe das Gewisper der Nacht.
Eine feine Flöte
Ist im schwebenden Schilf, in den Seggen erwacht,
Eine zarte Geige
Flirt und fiedelt am Felderrain.
Ich horch' und schweige,
Zer' mich an fingrigem Bein*

*Unter fauler Planke
Aus Morastigem Glied um Glied,
Wie versunkner Gedanke
Aus dem Wust, aus dem Schlamm sich zieht.
Durch Gekräut, um Kiesel
Hüpf' ich als dunkler, bescheidener Sinn;
Tauiges Laubgeriesel,
Schwarzgrüner Efeu spült mich dahin.*

*Ich atme, schwimme
In einer tiefen, beruhigten Pracht,
Demütige Stimme
Unter dem Vogelgefieder der Nacht.
Komm denn und töte!
Mag ich nur ekles Gezeifer dir sein:
Ich bin die Kröte
Und trage den Edelstein...*

Man hält inne und liest noch einmal die letzte Strophe, um derentwillen vielleicht das ganze Gedicht geschrieben wurde, im Oktober 1933, im Jahr der Machtergreifung Hitlers:

*Ich atme, schwimme
In einer tiefen, beruhigten Pracht,
Demütige Stimme
Unter dem Vogelgefieder der Nacht.
Komm denn und töte!
Mag ich nur ekles Geziefel dir sein:
Ich bin die Kröte
Und trage den Edelstein...*

Hier weiß jemand um eine tödliche Gefahr; und es scheint, als glaube jemand an den Schutz eines mythisch Unzerstörbaren, den Edelstein. Es ist ein Zyklus von 22 Gedichten - alle von August bis Oktober 1933 niedergeschrieben - mit dem Titel DAS WORT DER STUMMEN, den die lebensbedrohte Jüdin, Gertrud Kolmar, Anfang der 40er Jahre im Manuskript an Hilde Benjamin, die Frau ihres Cousins Georg Benjamin, der 1942 im KZ Mauthausen ermordet worden war, übergab; nur mit dem Wort: *Nimm!* Ihr verdanken wir die Rettung des Manuskripts, das als Ganzes 1978 im „Buchverlag Der Morgen“ mit einem Nachwort von Uwe Berger und „Erinnerungen an Gertrud Kolmar“ von Hilde Benjamin erschienen war.



Warum zuerst dieser Rückblick auf die Rezeption der Dichterin Gertrud Kolmar von 1928 bis, bleiben wir bei Johannes Bobrowski, in das Jahr 1961? Warum diese selektive Wirkungsgeschichte, gebunden an große Namen, die wir noch ergänzen

könnten durch die Namen von Hermann Kasack, Karl Krolow, Heinz Piontek, Wolfdietrich Schnurre, Uwe Berger, Peter von Matt, Klaus Völker, Silvia Schlenstedt, Ulla Hahn. Warum dieser Eingang vor der Darstellung der Chronologie ihres Lebens und ihres Werkes? - Weil wir den anhaltenden Eindruck gewinnen mussten, dass die Dichterin Gertrud Kolmar im Kanon der deutschen Lyrik des 20. Jahrhunderts nach wie vor nicht den ihr gebührenden Platz einnimmt.

Diesen haben ihr freilich nicht die höchst peinlichen und verkennenden Äußerungen von Günter Kunert, 1980, streitigmachen können. Äußerungen zu dem Zyklus DAS WORT DER STUMMEN: „Wohl kein dichterisches Werk ... war bereits zum Zeitpunkt des Entstehens so anachronistisch wie das Gertrud Kolmars... Es ist der Anachronismus einer Sprache...der Spätromantik ... der Grundton jenes literaturgeschichtlichen Abschnitts, in dem Überschwang wie Naturgefühl noch einmal in bemerkenswerter Sentimentalität gipfelten... Aber die Zeit der Appelle an Vernunft und Gerechtigkeitssinn, an Humanität und Menschenfreundlichkeit ist vorbei, und alle vorherigen Appelle haben auch nichts bewirkt; nun sieht dieses Gedichte schreibende Mädchen, die immer eines geblieben ist, das Ende illusionslos voraus.“

Dem steht gegenüber das bewundernd-betroffene Urteil von Sarah Kirsch: „Las ... und es hat mich lang niedergestreckt ... Solche Texte wie 'Garten im Sommer', 'Die Stadt', 'Sehnsucht' [aus dem Zyklus WELTEN, H. N.] liebe ich Wort für Wort. Und krepriere daran. Und wie ihre Biographie ging. Das geht wie Radknirschen über mich weg.“ In „Kindlers Neuem Literaturlexikon“, 1988, heißt es: „Gertrud Kolmars Lyrik ... ist ... das Werk einer großen Einzelgängerin, womöglich ranggleich mit dem

Werk der beiden anderen großen deutschsprachigen Lyriker der Epoche, Gottfried Benn und Bertolt Brecht.”

II. EIN TRAUMA UND DIE GEBURT DER DICHTERIN

Gertrud Kolmar - ihr eigentlicher Name: Gertrud Chodziesner - wurde am 10. Dezember 1894 in Berlin geboren. Seit Erscheinen ihres ersten Gedichtbandes im Jahr 1917 nannte sie sich Gertrud Kolmar, nach dem bis 1918 deutschen Namen eines kleinen Städtchens nördlich von Posen, polnisch Chodziesen; dorthier stammten die Eltern väterlicherseits, die sich Chodziesner nannten.

Der Vater, Ludwig Chodziesner, ging 1883 nach Berlin, wo er Jura studierte, 1894 Elise Schoenflies heiratete, die Schwester von Pauline Schoenfließ, verheiratete Benjamin, Mutter von Georg und Walter Benjamin, und, wie es in der Familie hieß, eine beispiellose Karriere als Strafverteidiger machte. So u. a. in dem spektakulären Prozess um den engen Vertrauten des Kaisers, Philipp Fürst zu Eulenburg. Man wurde wohlhabend, zog ins Berliner Westend und hatte als Villennachbarn den Altphilologen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, die Malerin Sabine Lepsius, den Bildhauer Albert Wolff, den Musiker Konrad Ansorge, den Mediziner Robert Koch und den Astronomen Wilhelm Foerster.

Die Chodziesners waren gute deutsche Patrioten und kaisertreu eingestellt. Kurioses Spiel der Natur: der bekannte jüdische Strafverteidiger Dr. Ludwig Chodziesner sah Kaiser Wilhelm II. auf frappante Weise ähnlich. Fuhr er mit dem Fahrrad durch den Grunewald, riefen die Kinder ihm nach: „Der Kaiser, der Kaiser!“

und eine illustrierte Zeitung brachte unter der Überschrift „Berühmte Doppelgänger“ nebenstehend die Bilder des Hohenzollern und des Berliner Juristen.

Erinnern wir die Lebensspanne Gertrud Kolmar von 1894 – 1943, so wird diese Epoche uns durch zwei konträrste Phänomene bewusst: Da ist einmal, am Anfang, „die Emanzipation der deutschen Juden, ihr wirtschaftlicher Aufstieg, ihre fast völlige Assimilation und Akkulturation und an ihrem Ende das damals wie heute Unfaßbare - der Holocaust“.

Es scheint so, als sei schon sehr früh, in kindlicher Phase, bei Gertrud Kolmar, anders als bei ihren drei jüngeren Geschwistern, eine starke Bindung an ihren Vater entstanden, dem sie in Lebensernst und Pflichtbewusstsein ähnlich war und es immer mehr wurde. Er war wohl auch der Hauptgrund dafür, dass sie sich in den dreißiger Jahren nicht entschließen konnte zu emigrieren, sondern bei ihm ausharrte, bis er als 81-jähriger Ende 1942 nach Theresienstadt deportiert wurde und dort starb. Die Mutter war schon 1930 gestorben; die Schwestern und der Bruder hatten Deutschland noch in den 30er Jahren verlassen können.

Die Anfänge Gertrud Kolmars sind wie bei den meisten, später bedeutenden Dichtern der Konvention verhaftet. Doch das Staunenswerte bleibt immer wieder ein quasi aus unbewusstem Ur-Grund sich bildendes Motiv-Filigran, das zum schließlich Unverwechselbaren sich entfaltet.

Von dem ersten Gedicht-Zyklus der Achtzehnjährigen - unsicher, ob er schon jetzt, 1913, oder erst um 1920 entstanden - brauchte nicht die Rede zu sein, enthielt er nicht eine Figuren-Konstellation, die ihr bleiben wird; durch das Leben aufgezwun-

gen, als Sehnsucht verwandelt bis ins Ende: Das ist die hingebungsvolle Frau, opferbereit und zugleich um die Vergeblichkeit der Dauer einer Bindung an den geliebten und bewunderten Mann wissend.

Das Modell wird der Geschichte entnommen, denn eine eigene Wirklichkeit bot es nicht. Der Zyklus heißt **NAPOLEON UND MARIE** und kreist um die kurze Episode des Französischen Kaisers mit der polnischen Gräfin Maria Walewska vom Sommer 1809. Ihr erwuchs ein Sohn, Alexandre, der unter Napoleon III. hohe Staatsämter innehatte. Allein im Zentrum des Zyklus steht die Frau: schwankend in Stolz und Bewunderung, Widerstand und Traum, Ergebung und Todverlangen.

Doch was nun geschah, war schrecklicher als alle Gedicht-Phantasie. Während des Krieges, 1915/16, ging die gerade Zwanzigjährige eine Beziehung zu einem Offizier ein, die für ihn wohl ein kleines Abenteuer war, für sie eine Katastrophe wurde. Die Schwangerschaft wurde unterbrochen, ein Suizidversuch durch die Eltern abgewendet. Es brach ein Trauma über die junge Frau herein, das als Schuldkomplex ihr ganzes Leben zeichnete. Den Eltern wollte sie die „Schande“ des unehelichen Kindes nicht antun, und sich selbst belud sie mit der Last eines Ungeborenen, des ein lebenslang ersehnten Kindes.

So tragen die großen Zyklen vom Ende der zwanziger/Anfang der dreißiger Jahre Titel wie **WEIBLICHES BILDNIS** und **KIND** und **TIERTRÄUME**. Freilich - und das macht sie bedeutend - überdecken sie das individuelle Geschick durch einen sich ausweitenden Welt-Bezug.

Hier, ein Beispiel zu geben, mündet der Bezug in eine explosive Metaphern-Flut, in lyrisch-magische Anrufung, in zaubernde Beschwörung; in das Bewusstsein des schmerzlichsten Lebens-Verlustes:

KOMM

O komm.

Du amethystenes Gewölbe großer Nacht

O komm.

Du goldgestickte Decke über süßen Broten.

O komm.

Sternsamen, aus dem himmlischen Getreide rieselnd sacht

O komm.

*Du kupferdunkle Schlange, die mit Lebensgeifer spritzt die
Toten.*

O komm.

Du überm Alltag schwebende, verzückte Melodie,

O komm.

Ich möchte einmal dich mit Lippen fassen, eh ich sterbe.

O komm.

Du meine braune Rose. Solche gab es nie.

O komm.

Du samtner Taumund voll unsäglich süßer Herbe.

O komm.

Grau riesenhafter Turm, der in die Öden floh.

O komm.

Ich duck' mit Schleierkäuzen mich am Fenster ohne Scheibe.

O komm.

Du steineres Gesetz, das bröckelnd stürzte irgendwo.

O komm.

Ich richte die geborstne Tafel auf an finstrier Eibe.

O komm.

Du Zauberspange, die der unverständne Spruch durchflieht.

O komm.

Mein Haupt in Ruhe, meine Stirn in Schlaf zu schließen.

O komm.

*Du blauer Brunnen, der aus jeder Blume eine schöne Iris
bricht.*

O komm.

Du Regenbogenweinen, grasgesäumtes Fließen.

O komm.

Mein Kind. O komm, o komm, du Kind.

O komm.

Mein hohler Paukenschlag kann mich nicht mehr betäuben.

O komm.

Und willst du nicht, so nimm mich in den Wind.

O komm.

Und laß mich überm Meere, Ockersand, verstäuben.

Es geht, so scheint es, ein unheimlicher Sog von diesem gleichbleibenden Anruf aus, der in der Überschrift: KOMM als Imperativ aufgefasst werden müsste, der sich jedoch durch die dazugesetzte Interjektion in eine flehendliche Bitte verwandelt:

O komm. Zielt er doch in dunkle, assoziationsoffene Räume und ist letztendlich doch Vergeblichkeit:

Und willst du nicht, so nimm mich in den Wind

O komm.

Und laß mich überm Meere, Ockersand, verstäuben.

Vielleicht, um die Tochter ins Leben zurückzuführen, nahm der Vater heimlich aus deren Schreibtisch ein handschriftlich gesammeltes Konvolut, übergab es dem ihm befreundeten Berli-

ner Verleger Egon Fleischel, der es Weihnachten 1917, wohl mit der Zustimmung der Verfasserin, unter dem Titel GEDICHTE - die Teile heißen: *Mutter und Kind, Mann und Weib, Zeit und Ewigkeit* - herausbrachte. Im Nachhinein weiß man: dies sind die noch nicht erfüllten, noch nicht gestalteten Räume der kommenden Dichterin. Die Kritik war willens, dem Debutband „Temperament“ sowie „verhaltene und verborgene Leidenschaft“ zuzusprechen. Mehr nicht. Bis zum Erscheinen des zweiten Gedichtbandes werden 17 Jahre vergehen. 1934 kam im Verlag Die Rabenpresse die Sammlung PREUSSISCHE WAPPEN. GEDICHTE AUS DEN JAHREN 1927 / 1928 heraus.

Das Ende des Krieges, den Zusammenbruch des Kaiserreichs zu reflektieren, war Gertrud Kolmar nicht in der Lage. Erst 1933 entstand ein Gedicht mit dem Titel DER 9. NOVEMBER 18. Doch da hatten die Deutschen schon *alles vergessen*:

Es standen Soldaten da, fremd auf vertrauten Wegen

[...]

*Dann hatte ihr stiller Griff die großen Worte zerbrochen;
Die lagen wie Trommeln hohl, ein leer zersprungnes Getöse.
Die protzige Lüge war zerlumpt in den Winkel gekrochen,
Und Deutschland war nicht nur gut, und Frankreich war
nicht nur böse.*

[...]

*Sie stampften in seinem Land und wußten nicht, was sie
da sollten*

*Sie schickten Kugeln aus und fragten nicht, ob sie trafen.
Sie dachten selten mehr und fühlten nur, was sie wollten:
Die Suppe auf eigenem Tisch und ein Weib und ein Bett
zum Schlafen.*

Letzteres hatte Bertolt Brecht schon 1919 in seinem Stück „Trommeln in der Nacht“ ausgesprochen...

Die Zwanziger Jahre. Gertrud Kolmar, in Berlin lebend, suchte keinen Anschluss an die vielgestaltige, oft hektische literarische Szene in der Hauptstadt. Sie war und blieb eine Einzelgängerin. Während des Krieges hatte sie für Französisch und Englisch ein Sprachlehrerinnen-Diplom erworben, ohne allerdings an einer öffentlichen Schule zu unterrichten, vielmehr war sie längere oder kürzere Zeit als Erzieherin bzw. Sprachlehrerin in begüterten Privathäusern tätig. Im Sommer 1927 nahm sie an einem Ferienkurs für ausländische Studenten in Dijon teil und hielt sich wohl für kurze Zeit auch in Paris auf. Sie selbst bezeichnete später Walter Benjamin gegenüber diese zurückliegenden Jahre als eine *lange und unfruchtbare Zeitspanne*. Sie kehrte ins Elternhaus, die schöne Villa in Finkenkrug / Berlin, zurück und übernahm die Pflege ihrer schwerkranken Mutter.

Ab hier datiert ihr eigentlich schöpferisches Jahrzehnt.

Das schon erwähnte Gedichtbuch **PREUSSISCHE WAPPEN**, 1934 erschienen, insgesamt 53 Gedichte, verdankte einem etwas außergewöhnlichen Anlass sein Entstehen. Seit 1913 hatte die Firma Kaffee Hag ihren Produkten in millionenfacher Verbreitung kleine farbige Werbemarken, im Format 4x6 mit den Abbildungen deutscher Ortswappen beigelegt. Der Bruder Gertrud Kolmars, Georg Chodziesner, war zum Sammler dieser Wappenbildchen geworden. In Hefte eingeklebt, kamen sie 1927 in die Hand der Schwester, die sie in ihre Gedankenwelt aufnahm und ihr anverwandelte.

Unvorstellbar, doch nun lesbar, was dichterische Phantasie aus einem authentischen Wappen heraus- oder aber hineinzulesen vermag! Ein Wappen, das, in einer Grundfarbe, immer nur weni-

ge Bestandteile enthalten kann: „Zeichen wie Burg, Turm, Tor, Adler, Fisch, Baum, Stern“ u.a. oder eben eine menschliche Figur. Jedem Gedicht ist eine knappe Beschreibung des Wappens vorangestellt, die als Text vor dem Auge bleibt, bis sie im Bild aufgeht. Es sind Wappen großer Städte wie Berlin und Magdeburg und vieler kleiner Orte wie Allenburg, Bücken, Sonnewalde, Wormditt. So wie kein Wappen dem anderen gleicht, sind auch die Formen der Deutung ohne Wiederholungen: als Fragefolge, Rätsel, Gleichnis, Geschehen, Märchen, Weltklage, Beschwörung, Zauberei, schließlich auch als soziale Utopie wie in dem Wappen der Kleinstadt Stallupönen, im südöstlichen Ostpreußen gelegen.

Das Wappen zeigt nichts als: *In Grün ein eckiger goldener Tisch*

WAPPEN VON STALLUPÖNEN

*Schüsseln werden hin und her geschoben,
Becher werden her und hin gereicht;
Schwer ist Steingut, Porzellan ist leicht,
Blechgerät liegt unten, Silber oben.*

*Diese nippen Wein und bröckeln Kuchen,
Andre tauchen in die Milch ihr Brot;
Aber jene leiden tiefe Not,
Die im abgegebenen Napf noch suchen.*

*Manchen hat ein würzger Duft bestochen,
Daß er harrend schwört: Beim nächsten Gang -
Ach, den Braten ist der Weg zu lang,
Und er stiehlt dem Hunde bloß die Knochen.*

Kommt die Stunde, Magd, die Rang und Sitte

*Unsres Tisches lächelnd überspringt
Die zuerst dem hungrig Armen bringt
Sahnenreis und süße Apfelschnitte?*

*Hoffet, daß sie alle blinden Messer,
Alle krummen Gabeln putzt und biegt,
Daß ein zarter weißer Kringel liegt
Und ein Silberstück vor jedem Esser.*

*Aller Lippe wird der Krug gehoben,
Keine, die nur bittres Kraut verzehrt;
Jeder Gast ist den Bedienern wert,
Und es wird kein Unten sein noch Oben.*

Hat eine Stadt ein solches Sinnbild, ein solches Wappen: *In Grün ein eckiger goldener Tisch*, dann müsste das ein Versprechen sein, einst einlösbar; auch wenn es ein *goldener Tisch* ist, wenigen nur gehörig, so bleibt er dennoch ein Tisch, der allen zgedacht wäre: *Und es wird kein Unten sein noch Oben.* Ein Menschheitstraum.

Doch eines ist nun ganz offensichtlich: All diese Wappen hätten Gertrud Kolmar nicht ins Innere getroffen - denn ein objektives Beschreiben war niemals vorgesehen - , wenn sie ihr nicht zum Spiegel ihres Lebens, ihres Weltbilds, ja ihres Weltmythos hätten werden können. Das macht mitunter auch die Schwierigkeit des Verstehens.

Mehr als ein Drittel der Wappen ist versehen mit dem Motiv des Kindes, der Mutter, dem Motiv der Liebe und des Geliebten; so benannt oder aber verschwiegen einverwandelt.

WAPPEN VON RATHENOW

*Auf Goldgrund, den brandenburgischen
Adlerschild schirmend, ein großer blaugewandeter Engel*

*In Sünden ward ich beschworen,
In Schmerzen ward ich geboren,
Schrei hat meine Schwinge gehoben
Und Träne mein Kleid gewoben.
Weh mir!*

*Aus Blumen ward ich getrieben,
Die harten Steine zu lieben.
Mein Brot lag in blanken Schwaden;
Nun dort es im staubigen Laden.*

*In Gassen ward ich geschlossen,
Mein Saum mit Spülicht begossen;
Aus Löchern brodelnder Schatten
Trug ich auf Händen die Ratten.*

*Im Hohne hat mich gefroren,
Dem Beten ging ich verloren,
Ich sank vor modernde Betten:
O Liebe, kannst du mich retten?
Weh mir!*

Das ICH, das hier spricht, zweimal das Weh-Wort, ist einmal der Engel, so in der ersten Strophe, sodann eine Ausgestoßene in den drei folgenden Strophen, deren Leid aufgipfelt in dem Schrei: *O Liebe, kannst du mich retten?*

Schließlich seien noch zwei Strophen aus dem WAPPEN VON ZINNA zitiert, das, wie eingangs schon erwähnt, Walter Benja-

min zu Ostern 1928 in die Zeitschrift „Die Literarische Welt“ mit der Überschrift APFEL eingebracht und damit wohl eigentlich das Tor in die Öffentlichkeit für die Dichterin Gertrud Kolmar aufgestoßen hatte.

Zinna, bei Jüterbog, bekannt durch sein Kloster, nannte sich mit 1372 Einwohnern, 1932, Stadt

*In Blau eine goldgewandete Frauengestalt,
die in der rechten Hand eine Traube trägt
und einen Apfel in der linken*

*O Herz! O Frucht! O Zeit! O Wille!
Wie lieblich seid ihr hergereift!
Wie hat euch Hand der Sommerstille
Mit sonngemaltem Glanz gestreift,
Wie scheint ihr sanft mit gelber Schale
Und flimmert heiß mit blühndem Rot
Und geht geschmückt zum ewigen Mahle,
Da selbst ihr Speise seid und tot.*

[...]

*Wohl allem, was nicht siech gefallen,
Schon vor des Schnitters Griff und Schnitt,
Was nicht verdorrt aus Feuerkrallen,
Verfault aus schleimiger Feuchte glitt,
Was, wenn es Erntehand verschmähete,
Zu jener Scholle legt ein Wind,
Die selber säte, selber mähte
Und immer Mutter war und Kind.*

Auch die klassische Gedichtform dieses Wappen-Bildes mag Walter Benjamin beeindruckt haben.

Im Gleichnis oder besser: Kreislauf des Frucht-Werdens, des Dauerns und Vergehens drängt sich der lakonische Vers auf:
Und immer Mutter war und Kind.

Es ist das die traumatische Konstellation im Leben und Werk von Gertrud Kolmar: Sehnsucht, Verlust, Schuld, Opfer; Komponenten, die sich in ihrem einzigen romanhaften Versuch sammeln, dem sie den Titel DIE JÜDISCHE MUTTER gegeben hat. 1930/31 entstanden.

Damit war aber auch zum ersten Mal in ihre Dichtung ein bewusstgewordenes Anders-Sein getreten: ihr jüdisch-Sein. Ein tragisch werdender Vorgang insofern, als er in Deutschland in diesem Moment für viele Juden ein nach und nach aufgezwungener Vorgang war. Der ehemals noch machtlose Antisemitismus wurde zu einer offenen, aggressiven, schließlich staatlich sanktionierten Ideologie, die einen Teil der Juden deutscher Staatsangehörigkeit seit 1933 zur Emigration veranlasste bzw. zwang und dem verbleibenden Teil eine ihn absentierende Identität oktroyierte.

Gertrud Kolmars Vater, ehemals kaisertreu, nun deutsch und liberal eingestellt, hatte die frühen Formen von Antisemitismus, wo er ihnen gelegentlich begegnete, noch mit einem abwinkenden Lächeln abtun können. Auch die Weimarer Republik beeinträchtigte das Deutschtum des überwiegenden Teils der in ihr lebenden Juden nicht. Das wurde seit Anfang der 30er Jahre, dem rasanten Aufstieg der Nationalsozialisten für viele von ihnen zu einer existentiellen Bedrohung. Für Gertrud Kolmar aber zu einem elementaren Schock.

III. DICHTERIN IN FINSTERER ZEIT

Der Gedicht-Zyklus DAS WORT DER STUMMEN, entstanden von August bis Oktober 1933, stellt in dem Werk von Gertrud Kolmar eine tiefe Zäsur dar, einen ungeheueren Einbruch von Wirklichkeit. Der Titel der Sammlung kann als ein Akt des Widerstands begriffen werden: Die Dichterin als Wortgeberin derer, die zum Verstummen gebracht und als eine Dichterin, die weiß, in welche Gefahr sie sich mit solchen Strophen begeben hat. In dem Gedicht AN DIE GEFANGENEN heißt es:

*Das wird kommen, ja, das wird kommen; irret euch nicht!
Denn da dieses Blatt sie finden, werden sie mich ergreifen.
Herr, gib, daß ich wach mich stelle deinem heiligen großen
Gericht,
Dann, wenn sie an blutendem Schopf durch die finsternen
Löcher mich schleifen!*

Gertrud Kolmar muss über die ersten brutalen Gewaltakte der zur Macht gekommenen Nazis detailliert informiert gewesen sein: Durch ihren mit Juristenkreisen bekannten Vater, durch das Schicksal ihres Cousins, des Arztes und Kommunisten Dr. Georg Benjamin, und selbst durch die höhnische Nazi-Presse, die sich nicht entblödete, in der „Berliner Illustrierten“ schon 1933 über eines der ersten KZ, Oranienburg, eine Reportage zu veröffentlichen, mit Fotos von Häftlingen, „geschorene Köpfe...ausgeglühte Gesichter“ (Stephan Hermlin, „Abendlicht“), die eine Straßenwalze zogen, um, wie es darin hieß: „durch harte Arbeit und Disziplin für die Volksgemeinschaft wiedergewonnen zu werden“. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der

Deutschen meinte gar: "Wir gehen mit dem Gesindel ja viel zu anständig um ... jüdisch-bolschewistisches Pack".

(Hermlin, ebd.)

Die Erschütterung von Gertrud Kolmar war insofern eine zweifache, als sie sich aus ihrem individuellen Trauma in eine Leid-Situation hineingedrängt sehen musste, die ihr eine doppelte Last aufgab: Ihre spontane Solidarität mit all jenen, die von der braunen Macht zum Verstummen gebracht werden sollten und das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu dem langen Leidensweg der Juden. Hatte sie in ihrem epischen Versuch der JÜDISCHEN MUTTER von 1930/31 nur die Tragödie einer Mutter gesehen, die für Christen wie für Juden fast so etwas wie Geringschätzung empfand, so forderte nun der geschichtliche Moment ihr eine konkrete Zuwendung ab.

Den Mittelpunkt des Gedicht-Zyklus' stellen die Gedichte dar, die einzig Aufschrei und Anklage sind. Sie müssten wohl als die ersten Zeugnisse einer dichterischen Dokumentation des Jahres 1933 angesehen werden: IM LAGER; DIE GEFANGENEN; AN DIE GEFANGENEN; DER MISSHANDELTE; ANNO DOMINI 1933.

ANNO DOMINI 1933

Er hielt an einer Straßenecke

Bald wuchs um ihn die Menschenhecke.

Sein Bart war schwarz, sein Haar war schlicht.

Ein großes östliches Gesicht,

Doch schwer und wie erschöpft von Leid.

Ein härenes verschollnes Kleid.

*Er sprach und rührte mit der Hand
Sein Kind, das arm und frostig stand:*

*Ihr macht es krank, ihr schafft es blaß;
Wie Aussatz schmückt es euer Haß,*

*Ihr lehrt es stammeln euren Fluch,
Ihr schnürt sein Haupt ins Fahmentuch,*

*Zerfreßt sein Herz mit eurer Pest,
Daß es den kleinen Himmel läßt -*

*Da griff ins Wort die nackte Faust:
„Schluck“ selbst den Unflat, den du braust!*

*Du putzt dich auf als Jesus Christ
Und bist ein Jud und Kommunist.*

*Die krumme Nase, Levi, Saul,
Hier, nimm den Blutzinz und halt's Maul!"*

*Ihn warf der Stoß, ihn brach der Hieb.
Die Leute zogen mit. Er blieb.*

*Gen Abend trat im Krankenhaus
Der Arzt ans Bett. Es war schon aus. -*

*Ein Galgenkreuz, ein Dornenkranz
Im fernen Staub des Morgenlands.*

*Ein Stiefeltritt, ein Knüppelstreich
Im dritten, christlich-deutschen Reich.*

Die Identifikation mit einer schicksalhaften Gemeinschaft geschieht jetzt nicht in der Individuation wie in der Prosa DIE JÜDISCHE MUTTER oder in der Vereinzelnung wie in dem Gedicht DIE JÜDIN, sondern in einem Bekenntnis-Gedicht, das sich in eine weitzurückreichende Pluralität fügt:

WIR JUDEN

*Nur Nacht hört zu: ich liebe dich, ich liebe dich, mein Volk,
Und will dich ganz mit Armen umschlingen, heiß und fest,
So wie ein Weib den Gatten, der am Pranger steht, am
Kolk,
Die Mutter, den geschmähten Sohn nicht sinken läßt.*

[...]

*Nur Nacht hört zu: ich liebe dich, mein Volk im Plunder-
kleid.
Wie der heidnischen Erde, Gāas Sohn entkräftet zur Mutter
glitt,
So wirf dich zu dem Niederen hin, sei schwach, umarme
das Leid,
Bis einst dein müder Wanderschuh auf den Nacken der
Starken tritt.*

Es ist das ein Pandämonium eines Leidensweges durch die ganze Menschheitsgeschichte, das in diesem Gedicht beschworen wird. Das Überstehen hatte nur möglich sein können durch dieses Unbegreifliche: *So wirf dich zu dem Niederen hin, sei schwach, umarme das Leid.* Doch wir irrten, sähen wir hier nur eine blinde Schicksals-Ergebenheit. Der letzte und entscheidende Vers lautet: *Bis einst dein müder Wanderschuh auf*

den Nacken der Starken tritt. Das wurde am 15. September 1933 auf dem Papier festgehalten.

Gertrud Kolmar war nicht die einzige, die in diesem Moment Halt in der Geschichte oder dem Mythos suchte. Denken wir an Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Thomas Mann. Einer Geschichte, die in die Gegenwart hätte hineinweisen können. Für sie war das die Epoche der Großen Französischen Revolution mit der Mittelpunkt-Gestalt Robespierres. Am Ende des Zyklus 'DAS WORT DER STUMMEN' finden sich zwei Gedichte, die ihm gewidmet sind. Zeitgleich schrieb sie einen Essay DAS BILDNIS ROBESPIERRES, der auf den neuesten Forschungen französischer Historiographie basierte, vor allem auf denen von Albert Mathiez, der das bisherige Bild Robespierres entscheidend ins Progressive korrigierte. Sie sah ihn so: *Eine unerbittlich strenge Vernunft, eine harte, fast bittere Menschenliebe, eine unbeugsame Gerechtigkeit.* Eben diese Grundlagen menschlicher Zivilisation waren durch das in die Geschichte eingetretene *dritte, christlich-deutsche Reich*, den Faschismus, aufgehoben: Vernunft, Menschenliebe, Gerechtigkeit.

Der aus 45 Gedichten bestehende Zyklus ROBESPIERRE, wohl unmittelbar nach den Gedichten DAS WORT DER STUMMEN entstanden, mag für Gertrud Kolmar der notwendige Kontrapunkt gewesen sein, um zur deutschen Gegenwart Abstand gewinnen zu können. Das erste Gedicht, BESCHWÖRUNG, ruft die drei großen Gestalten herauf: Marat, Saint-Just, Robespierre und sagt in der letzten Strophe:

*Ihr mit dem Recht. Ihr mit dem Brot
Seid Heilige, die nicht vergeben,
Erfüllt die Tempel, unser Beben,
Steht steil und haltet als Gebot*

*Uns strengte vor ein glühndes Leben
Und diesen ehren Tod.*

Es war ja Heinrich Heine gewesen, der Saint-Just das „größte Wort der Französischen Revolution“ zugesprochen hatte: „Das Brot ist das Recht des Volkes.“ „Le pain est le droit du peuple.“ Der Zyklus mutet wie ein Drama in Gedichten an. Bietet er doch, wenn auch nicht in strenger Chronologie, ein Panorama der Zeit, der Gestalten, der Strömungen dar, in deren Zentrum immer Robespierre steht.

Natürlich geht es hier nicht - bei allen historischen Studien, die Gertrud Kolmar unternommen - um eine objektive Dokumentation. Es handelt sich um eine Dichtung, in die Zeitbedrängnis, messianische Hoffnung und das Wissen um immerwährendes Scheitern eingegangen waren; um eine Dichtung, die im Bild- und Sprachduktus dieser Dichterin ganz eigen war. Aus der tiefen Erschütterung, die ihr DAS WORT DER STUMMEN abgerungen hatte, derer, die IM LAGER, *gewürgt, zertrampelt, blindgehauen*, mag die Enthebung dieses Hoffnungsträgers ins Göttliche, in die Apotheose zu erklären sein.

An Walter Benjamin schickte sie mit einem Brief vom 10. Oktober 1934 nach Paris ein Gedicht aus dem Zyklus, *das* [sie selbst] *ganz besonders liebt*. Es ist ROBESPIERRE überschrieben. Anfang und Ende:

*Ich will dich rühren mit den Händen,
Ich will dich scharren aus der Gruft.
Steig auf! Du darfst, du darfst nicht enden*

[...]

*Du mehr als Mensch. Du nichts als Schatten:
Den eine Gottheit warf!*

Doch zugleich weiß sie um die Einsamkeit der Größe, um den Schmerz der Voraussicht, um das Beharrungsvermögen aller Wirklichkeit:

BILDNIS ROBESPIERES

[...]

*Frevel war, daß einer sich erfrecht,
Aus dem Land das Teufelskraut zu rotten;
Mußte er sich selber nicht vergotten,
Einzig wert sein, wahrhaft und gerecht?*

*Schwäche ist, was ewig unterliegt,
Tugend ist, daß Laster sie besudle,
Reinheit, daß sie Grundschlamm überstrudle:
Eh er kämpfte, war er schon besiegt*

*Denn sie brachten bald die Welt ins Lot,
Retteten aus Bängnis und Verstörung
Sich in wilde endliche Empörung,
Griffen ihn und gaben ihn dem Tod.*

*Wieder kam die alte gute Zeit
Und die Starken knechteten den Schwachen,
Und die Frommen knieten vor den Drachen.
Er ist weit, oh, er ist weit...*

Vergangenheit und Gegenwart verschränken sich in Trauer. Die Verse gehen über den Anlass hinaus, denn sie öffnen einen Raum von Assoziationen in ein Weltgefüge, das stets geprägt war durch den Kreislauf von Aufbegehren, Opfer und Vergeblichkeit. Auch wenn danach, sarkastisch gesagt *die Welt ins Lot*

gebracht, von den *Starken*, von den *Frommen*: Der letzte Vers bekräftigt die Existenz des Immer-Einen; selbst in der Ferne: *Er ist weit, oh, er ist weit...*

Allein der Rückgriff in die Geschichte konnte kein dauernder Halt sein. Die Ereignisse der Gegenwart mussten sie brutal verdrängen. Seit dem Machtantritt der Nationalsozialisten im Januar 1933 verging kein Monat, der den Juden in Deutschland nicht per Gesetz Einschränkungen ihres täglichen Lebens, Demütigungen ihres Mensch-Seins, Bedrohungen ihrer physischen Existenz gebracht hätte. Im allgemeinen Bewusstsein sind die spektakuläre Bücherverbrennung vom Mai 1933, die rassistisch fixierten Nürnberger Gesetze vom September 1935 und der November-Pogrom von 1938, der einen Rückfall in die Barbarei darstellte, wie man ihn in Europa seit Jahrhunderten nicht mehr gekannt. Der Begriff der „Reichskristallnacht“ ist da völlig unangemessen!

Wieviel heute Unvorstellbares wurde für Juden im Dritten Reich „Gesetz“! In der Zeit von 1933 – 1943.

Das begann mit einem Boykott jüdischer Geschäfte durch die SA, setzte sich fort mit der Ausgliederung der Juden aus bestimmten Berufen und dem Verbot des Tragens von Künstler-Namen. Gertrud Kolmar musste ab Oktober 1935 wieder Gertrud Chodziesner heißen; ab 1.1.1939 Gertrud Sara Chodziesner. Der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ - so seit 1893 - musste seinen Namen in „Jüdischer Centralverein“ ändern. Reisepässe von Juden wurden eingezogen; der Besuch von Theatern, Kinos, Konzerten und Ausstellungen wurde verboten. Führerscheine eingezogen. Zwangsveräußerung jüdischer Betriebe, jüdischen Grundeigentums, Wertpapieren, Schmuck, Kunstgegenständen. Bei Ausbruch des

Krieges: Errichtung von „Judenhäusern“. Ausgangsbeschränkungen im Winter ab 20.00, im Sommer ab 21.00. Besitz von Radios verboten. Zuweisung besonderer Lebensmittelgeschäfte für Juden; Einkauf nur zwischen 16.00 und 17.00. Ausschluss der Juden als Fernsprechteilnehmer. Leihbibliotheken durften nicht mehr benutzt werden. Einführung des Judensterns. Erfassung von Schreibmaschinen, Fahrrädern, Fotoapparaten und Ferngläsern. Juden durften keine Haustiere halten und keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr benutzen. Die Versorgung mit Fleisch, Eiern, Milch wird eingestellt. Beginn der Deportationen nach Theresienstadt und nach Auschwitz 1942/43...

Am 14. Juni 1943 erklärte Goebbels Berlin für „judenfrei“.

Gertrud Kolmar lebte seit 1933 bei ihrem 72jährigen Vater in der schönen Villa im Berliner Finkenkrug. Man hatte einen Garten und einen Hund, und sie teilte Walter Benjamin mit: *unser Einsiedlerleben in Finkenkrug geht weiter wie bisher*. Diese Existenz ermöglichte ihr das Schreiben, doch sie brachte auch eine fortlaufende Vereinsamung.

Es sammelten sich Gedichte zu einem neuen Zyklus, WELTEN , (1937), und es erschien, nach vergeblichen Versuchen im Jahre 1933, im September 1938 der Band DIE FRAU UND DIE TIERE in dem jüdischen Buchverlag Erwin Löwe. Zwei Monate später, nach dem November-Pogrom, wurde er eingestampft.

Ein gewisses Glück mag es Gertrud Kolmar gewesen sein, im Jüdischen Kulturbund 1936/37 in der Vortragsreihe „Ungehörte Stimmen“ auch ihre Gedichte zu vernehmen. Ein wenn auch kleines Publikum war Zeuge und einige namhafte Kritiker waren abermals Entdecker einer wirklichen Dichterin. Sie selbst konnte jedoch mit Recht an ihre Schwester schreiben: *Es gab eine Zeit, da mich fremdes Lob erfreuen und fördern konnte ... heut*

weiß ich auch ohne Kritiker, was ich als Dichterin wert bin, was ich kann und was ich nicht kann. (16. 10. 38)

Die Schwester, Hilde Wenzel, war mit ihrer 5jährigen Tochter im März 1938 in die Schweiz geflohen. Sie wurde bis Februar 1943 die Adressatin der nun zum Dokument gewordenen Briefe Gertrud Kolmars. Sie geben vielfältigen Aufschluss über eine notwendig gewordene Einstellung der Dichterin zur Wirklichkeit und damit rückschauend über Möglichkeiten ihres Gedichts: Es ist ein erhöhter, enthobener Standpunkt, der dennoch der Welt verhaftet bleibt.

Kurz nach Ausbruch des Krieges schreibt sie - der Zensur wegen immer nur verdeckt - : *Nicht als ob mich selbst dies Weltgeschehen so ergriffe, so mitrisse, wie das früher der Fall war ... ich habe mich inzwischen immer tiefer in das Bleibende, das Seiende, das Ewigkeitsgeschehen zurückgezogen ('Religion' ... 'Natur' ... 'Liebe')*" (1. 10. 39) und wenig später: *...die Deutschen Klassiker haben die Französische Revolution, Napoleon, die Freiheitskriege ... erlebt - was sich vom Zeitgeschehen in ihren Werken findet, ist wenig genug ... Kennst Du das Gedicht von C. F. Meyer 'Unter den Sternen'? ... es schließt mit den Worten: 'Die heiligen Gesetze werden sichtbar. / Das Kampfgeschrei verstummt. Der Tag ist richtbar.'* (22. 10. 39)

Gertrud Kolmar gewinnt eine Haltung demütiger Zustimmung zu diesem schweren Dasein. Und das ist ihr ein Positivum. So teilt sie der Schwester, als sie schon zur Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie verpflichtet ist, am 23. 10. 41 mit: *Gute Bekannte haben mir Rilkes 'Stundenbuch' geliehen; ich schaue, wenn ich nicht noch gerade 'drusele', morgens in der Bahn hinein, und auch das bringt Hilfe... Wir haben jetzt wieder 'Leid von jenem großen Leide, aus dem der Mensch zu kleinem Kummer fiel' ... und für mich ... ist es gut, das zu spüren.* Das

meint die Teilhabe am „großen Leid“, das nicht ein Sich-Verlieren an „kleinem Kummer“ sein sollte. So hatte Rilke die Richtung zur Armut verstehen wollen. Was Gertrud Kolmar als Selbst-Bekräftigung im Wort des anderen fand, das wird ihr Hilfe und Halt. Das „große Leid“ transzendiert zu einer mythischen Figur, dem „Engel“. Das letzte Gedicht im WORT DER STUMMEN (Herbst 1933) ist überschrieben:

DER ENGEL IM WALDE.

*Ich aber traf ihn nachmittags im Wald.
Ein Wunder, das durch Buchenräume ging,
So menschenfern, so steigend die Gestalt,
Daß blaue Luft im Fittich sich verding;*

*Das Antlitz schien ein reines, stilles Leid,
Sehr sanft und silbrig rieselte das Haar,
In großen Falten schritt das weiße Kleid.
Er schaffte nichts, er sagte nichts; er war.*

*Und nichts an ihm, was schreckte, was verbot,
Und dennoch: keines Sterbens Wegenoß,
Daß meine Lippe, ob auch unbedroht,
Erstaunten Ruf, die Frage stumm verschloß.*

[...]

*Er regte kaum die dünne Blätterschicht
Mit weichem Fuß. Er hatte ewig Zeit
Und zog: wohin? In Stadt und Dörfer nicht;
Er wallte außer aller Wirklichkeit.*

*Nicht unsre Not, nicht unser armes Glück,
Nur keusche Ruhe barg sein Schwingenpaar.*

*Ich folgte nach und stand und blieb zurück.
Er brachte nichts, er sagte nichts; er war.*

Natürlich kann ein solches Gedanken-Bild, *außer aller Wirklichkeit*, nur etwas Un-Wirkliches sein, und dennoch etwas Ersehntes, deshalb ein *Wunder*, ein *Engel*; von dem freilich gesagt wird: *Er brachte nichts, er sagte nichts; er war*. Wie sehr diese Leid-Gestalt die Dichterin bedrängte und erfüllte, mag daran erkennbar sein, dass vier Jahre später ein Gedicht mit demselben Titel entstand: DER ENGEL IM WALDE, dem Band WELTEN zugehörig. Es ist offensichtlich, daß dieser Engel noch ferner gerückt, die Verlassenheit des Menschen noch größer geworden ist:

[...]

*Sein Antlitz ist Leid.
Und sein Gewand hat die Bleiche eisig blinkender Sterne in
Winternächten.
Der Seiende,
Der nicht sagt, nicht soll, der nur ist,
Der keinen Fluch weiß noch Segen bringt und nicht in
Städte hinwallt zu dem, was stirbt:
Er schaut uns nicht
In seinem silbernen Schweigen.
Wir aber schauen ihn,
Weil wir zu zweit und verlassen sind.*

[...]

Man kann nicht umhin, diesen Engel im Rilkeschen Sinn als „schrecklich“ zu empfinden; von keinem andern ist jemals die

Rede. Er als *Seiender* verkörpert das *Leid*; er bringt weder *Fluch* noch *Segen*. Was von ihm einzig gesagt sein kann: *Er ist*.

Walter Benjamin, Gertrud Kolmars Cousin, kann diese beiden Gedichte von 1933 und 1937 nicht gekannt haben, wie auch Gertrud Kolmar höchstwahrscheinlich nicht die unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg entstandene Grafik von Paul Klee mit dem Titel „Angelus Novus“ gekannt hat, die wiederum fast zwei Jahrzehnte lang im Anschauen Benjamins geblieben war. Wir kennen die Beschreibung dieses Bildes in der letzten Arbeit des Philosophen, seinen Thesen „Über den Begriff der Geschichte“ (1940). Benjamin nennt jenen „Angelus Novus“ den „Engel der Geschichte“.

Es scheint bemerkenswert, dass da auf dreifache Weise Zeitgenossenschaft sich findet in der Projektion eines mythischen Bildes, des Engels. Auch er ist „schrecklich“ in der nahezu dichterischen Beschreibung Benjamins: „... Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor u n s erscheint, da sieht e r eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert ...“

Auch dieser Engel ist kein teilnehmender, sondern ein die Welt bezeugender. Und so scheint seine Physiognomie der jenes Leid-Engels verwandt, den Gertrud Kolmar in ihrem Gedicht gesehen.



Unmittelbar nach dem November-Pogrom 1938 musste das Haus in Finkenkrug, Besitz des Dr. Ludwig Chodziesner, zwangsverkauft werden. Eine Mietwohnung wurde im sog.

Berliner Bayrischen Viertel gefunden; zunächst relativ geräumig, sodann als „Judenhaus“ immer mehr eingeengt auf letztlich 1 1/2 Zimmer für den hochbetagten Vater und seine Tochter. Eine Emigration wäre noch möglich gewesen; sie war auch einige Male erwogen, doch, wie es scheint, kaum ernsthaft gedacht. Man kann dieses Zögern, angesichts realer Gefährdung, dieses Hinnehmen eines geglaubt-auferlegten Schicksals nur aus einem weitzurückreichenden Schuld- und Buß-Empfinden, einem wachgewordenen Judentum, aus einem religiösen Weltverstehen, das Vertrauen und Ergebenheit ineins sehen wollte, begreifen.

Gertrud Kolmar war anders als die Mehrheit ihrer jüdischen Mitmenschen, niemals *die Eine*, immer *die Andere*, wie sie es selbst hatte erleben müssen. Vor allem aber: Sie war nicht bereit, sich irgendeiner Art von Resignation zu ergeben. Selbst die Zwangsarbeit seit Sommer 1941 war sie willens als eine Art Erfahrung neuen Lernens anzunehmen. Fand sie doch in dieser Lichtenberger Fabrik, anders als in der Charlottenburger, wo sie unter Ihresgleichen, das hieß *den gleichen Gesellschaftskreisen* Angehörigen zu arbeiten hatte, fand sie doch hier, im jüdischen Proletariat, ein, wie sie schrieb, *Heimatgefühl*, das sie in der beengten Wohnung, die vollgestopft war mit Fremden, nicht mehr hatte. Und sie erklärte sich diese Absonderlichkeit: *... zu jenen fand ich Zugang, und zu diesen finde ich keinen. Vielleicht, weil die Rasse stärker mitspricht als die Klasse, weil jene, im Guten und Schlimmen, Juden waren und diese, in einer ungunstigen rein äußerlichen Weise assimiliert erscheinen und sich zum Teil kaum darein finden können, Juden zu sein, nachdem sie's jahrzehntelang nicht waren?* (13. 1. 43)

Am 23. Oktober 1941 kam das Verbot jeglicher Emigration. Die Nazis waren entschlossen, die „Judenfrage“ einer „Endlösung“

zuzuführen. In dem Moment lebten noch rund 70000 Juden in Deutschland, weitgehend ghettoisiert, in Berlin allein 40% aller im Reich verbliebenen. Es war das Todesurteil für fast alle.

Gertrud Kolmar hielt sich aufrecht durch eine tief in ihr geborgene Geistigkeit, die ihr Leben geführt, die sie zur Dichterin gemacht, die sie als größer wusste denn ihr Selbst. Man mag eine solche Haltung religiös, vielleicht darf man sie jüdisch-religiös nennen, nur müsste man sie dann noch überhöhen durch das unverwechselbare Eigene dieses Menschen. Man kann solche „letzten“ Sätze nicht anders als mit einem schmerzlichen Verstörtwerden gelesen haben:

So will ich auch unter mein Schicksal treten, mag es hoch wie ein Turm, mag es schwarz und lastend wie eine Wolke sein. Wenn ich es schon nicht kenne: ich habe es im voraus bejaht, mich ihm im voraus gestellt, und damit weiß ich, daß es mich nicht erdrücken wird, mich nicht zu klein befinden... Ich war nicht schlimmer in meinem Trachten und Tun als andere Frauen. Aber ich wußte, daß ich nicht lebte, wie ich gesollt, und war immer bereit zu büßen. Und alles Leid, das über mich kam und über mich kommen mag, will ich als Buße auf mich nehmen und es wird gerecht sein. Ich will es tragen ohne Jammern und irgendwie finden, daß es ist, was zu mir gehört, das auszuhalten und irgendwie zu überstehn ich geschaffen ward und gewachsen bin mit meinem Wesen.“ (15.12.42; An die Schwester)

Gertrud Kolmar hat bis in ihre letzten Lebenstage geschrieben, zu schreiben versucht; trotz widrigster äußerer Umstände. Der letzte Brief an die Schwester (21. 2. 43) sechs Tage vor der nicht gewussten Deportation, öffnet noch einmal den Blick in die

Mühsal eines Werkes, das vor dreißig Jahren begann und nun abgebrochen wurde:

Manchmal glaube ich, trotz Arbeit, Zeitmangel, Unruhe, Müdigkeit anfangen zu können... Ich bin eigentlich in der richtigen Stimmung, niedergeschlagen, bedrückt, daß ich als Dichterin im Augenblick gar nichts kann. Denn ... ich schaffe ja nie aus einem Hoch- und Kraftgefühl heraus, sondern immer aus einem Gefühl der Ohnmacht ... Ich muß mir sagen: 'Ich kann überhaupt nichts mehr. Meine Kraft ist erschöpft. Ich werde nichts mehr vollbringen', dann ist die rechte Stunde da.

Am 27. Februar 1943 kam es in Berlin zu der sog. „Fabrik-Aktion“. Die bis dahin noch geschützten „Rüstungsjuden“ wurden auf einen Schlag in ihren Betrieben verhaftet, in ihrer Arbeitskleidung in Sammelstellen zusammengetrieben und wenige Tage darauf nach Auschwitz deportiert. Drei Transporte aus Berlin brachten 2757 Menschen mit dem Judenstern in das Vernichtungslager; 1689 wurden sofort umgebracht.

Die Gefährdung des eigenen Lebens, die Todesvorstellung ist Gertrud Kolmar seit ihren Gedichten vom Sommer/Herbst 1933, dem WORT DER STUMMEN, gegenwärtig gewesen. Und so kann man das Gedicht HEIMWEH als ihr vorweggenommenes Requiem begreifen. Die Bedrohung aus *verzerrten, tobenden Gesichtern / den harten Hohn aus Steinen, / Schuttgefäsel* hatte sie schon damals in visionärem Anschauen erblickt und sich bewahrt, bis all das Wirklichkeit wurde:

HEIMWEH

*Warum soll ich heut nicht sterben wollen?
Einmal muß ich doch vergehn.*

*Meine Tage, meine Jahre rollen
Hügel nieder zu den Seen,
Da die grauen Fische Stille singen,
Mummel sanft und golden spricht,
Natter wiegend aus geschuppten Ringen
Ihre stumme Flöte bricht.*

*Ist noch immer Hauch auf meinen Wangen,
Auf der Lippe noch ein Lied,
Sind die Augen schon den Weg gegangen,
Der von meinem Leben schied,
Von der Stadt, die mit geschwungenen Lichtern
Scharf das weiche Dunkel mäht,
Die mit verzerrten, tobenden Gesichtern
Jede leise Botschaft schmählt.*

*Dieses eigne Antlitz möchte' ich halten,
Das von Worten überfließt,
Möchte' es neigen so, es schweigsam falten,
Wie den Kelch die Blume schließt,
Bis es nicht den harten Hohn aus Steinen,
Schuttgefasel mehr vernimmt,
Nur ein Tau, ein zartes Kinderweinen,
Schwebend durch die Blüte glimmt.*

*Mit der Bettelschale wankt das Alter
Fröstelnd über kahle Trift;
Tief im roten Klang der Feuerfalter,
In des Grases grüner Schrift
Will ich sinkend ruhn, verlaßne Schwelle,
Wo der Ufertempel schwand:
Staub. Und manchmal scheu die Welle
Unterm Haupt wie eine Hand.*



AN DER GRENZE

*An der Grenze grüßt ein Haus,
Wandrer's Zuflucht, stammgezimmert,
Schirm's vorm Strahl, der ficht und flimmert,
Wehrt dem Herbstwind, der's umwimmert.
Oftmals späht ich von ihm aus
Nach der Grenze.*

*An die Grenze kroch der Schmerz,
Lag im Busch als bunte Steine;
Fand ich einen, ward's der meine.
Schrittweis keh' ich heim und weine,
Und mir blieb mein müdes Herz
An der Grenze.*

*Auf die Grenze fällt bald Schnee,
Stäubt und schlägt: Ein Weg erblindet,
Der durch Tann sich aufwärts windet.
Ob zurück ins Tal er findet?
Eins nur weiß ich wohl: ich steh'
An der Grenze.*

Wir wissen Biographie und Schicksal von Gertrud Kolmar; und wir wissen um das Vermögen der Dichter seit eh und je, wünschend und ahnend über ihren Lebensmoment hinaus, die Zukunft zu schauen: Im Gedicht.

Das Gedicht ist um 1920 entstanden. Man liest und liest und kann nicht umhin, das Ganze dieses Lebens vor Augen zu haben: Wäre es doch möglich gewesen, jetzt oder später, die Grenze ins Rettende zu überschreiten...

Ein zeitgeschichtlicher Schmerz - bedenken wir die Dichtung dieser Jahre - scheint nicht mitgeföhlt: Das Ende des Krieges, die Revolution, der wiedererwachte Antisemitismus; doch ein anderer *Schmerz*, der hier nicht *Zuflucht* gefunden, sondern ein *müdes Herz* zurückgelassen, besetzt die Strophen. Ist es eine vergebliche Liebe gewesen?

In ihrer Schlichtheit und sprachlich-formalen Musikalität könnten diese Strophen sich in den Winterreise-Zyklus des Wilhelm Müller einfügen, wären da nicht die beiden letzten Verse: *Eins nur weiß ich wohl: ich steh' / An der Grenze*. Man möchte sie als die anhaltende Ahnung von Gertrud Kolmar in das sich vor ihr auftuende Dasein begreifen.

DIE FAHRENDE

*Alle Eisenbahnen dampfen in meine Hände,
Alle großen Häfen schaukeln Schiffe für mich,
Alle Wanderstraßen stürzen fort ins Gelände,
Nehmen Abschied hier; denn am andern Ende,
Fröhlich sie zu grüßen, lächelnd stehe ich.*

*Könnst' ich einen Zipfel dieser Welt erst packen,
Fänd ich auch die drei andern, knotete das Tuch,
Hängt' es auf einen Stecken, trüg's an meinem Nacken,
Drin die Erdenkugel mit geröteten Backen,
Mit den braunen Kernen und Kalvillgeruch.*

*Schwere eiserne Gitter rasseln fern meinen Namen,
Meine Schritte bespitzelt lauend ein buckliges Haus;
Weit verirrte Bilder kehren rück in den Rahmen,
Und des Blinden Sehnsucht und die Wünsche des Lahmen
Schöpft mein Reisebecher, trinke ich durstig aus.*

*Nackte, kämpfende Arme pflüg' ich durch tiefe Seen,
In mein leuchtendes Auge zieh' ich den Himmel ein.
Irgendwann wird es Zeit, still am Weiser zu stehen,
Schmalen Vorrat zu sichten, zögernd heimzugehen,
Nichts als Sand in den Schuhen Kommender zu sein.*

Es liegen etwa zehn Jahre zwischen der Entstehung dieser beiden Gedichte:

AN DER GRENZE und DIE FAHRENDE. Und es muss uns bedeutsam sein, dass da der wehmütige Blick grenzwärts und die erdumspannende Fahrens-Lust letztlich festgehalten bleiben durch den realen Lebens-Ort. Einmal heißt es: *schrittweis kehr' ich heim*, das andere Mal: *zögernd heimzugehn*. Ergebung in das Lebbare.

Dabei sind die Aufbruchs-Bilder der Eingangsstrophen hinreißen; gefügt, verdichtet, dynamisch, von mitnehmendem Übermut. Doch was dem ersten Gedicht noch abgeht, hier wird es spürbar, hier wird es bedrohlich. Die *Welt* ist eine andere. Sie, die Fahrende, hört ihren *Namen rasseln*, ihre *Schritte* werden *bespitzelt*, vergessene *Bilder kehren zurück*.

Es ist wie in einem gespenstischen Film, da *Blinde* und *Lahme* ihr nahe sind. Der letzte Vers weiß zwar von *Kommenden*, spricht den Gegenwärtigen jedoch nichts anderes zu, als was das Alte Testament schon sagte: „Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden.“: *Nichts als Sand in den Schuhen Kommender* ... Ein beklemmendes Zukunftsbild.

DIE JÜDIN

Ich bin fremd.

*Weil sich die Menschen nicht zu mir wagen,
Will ich mit Türmen gegürtet sein,
Die steile, steingraue Mützen tragen
In Wolken hinein.*

*Ihr findet den erzenen Schlüssel nicht
Der dumpfen Treppe. Sie rollt sich nach oben,
Wie platten, schuppigen Kopf erhoben
Eine Otter ins Licht.*

*Ach, diese Mauer morscht schon wie Felsen,
Den tausendjähriger Strom bespült;
Die Vögel mit rohen, faltigen Hälsen
Hocken, in Höhlen zerwühlt.*

*In den Gewölben rieselnder Sand,
Kauernde Echsen mit sprenkligen Brüsten -
Ich möcht' eine Forscherreise rüsten
In mein eigenes uraltes Land.*

*Ich kann das begrabene Ur der Chaldäer
Vielleicht entdecken noch irgendwo,
Den Götzen Dagon, das Zelt der Hebräer,
Die Posaune von Jericho.*

*Die jene höhnischen Wände zerblies,
Schwärzt sich in Tiefen, verwüstet, verbogen;
Einst hab' ich dennoch den Atem gesogen,
Der ihre Töne stieß.*

*Und in Truhen, verschüttet vom Staube,
Liegen die edlen Gewänder tot,
Sterbender Glanz aus dem Flügel der Taube
Und das Stumpfe des Behemoth.*

*Ich kleide mich staunend. Wohl bin ich klein,
Fern ihren prunkvoll mächtigen Zeiten,
Doch um mich starren die schimmernden Breiten
Wie Schutz, und ich wachse ein.*

*Nun seh' ich mich seltsam und kann mich nicht kennen,
Da ich vor Rom, vor Karthago schon war,
Da jäh in mir die Altäre entbrennen
Der Richterin und ihrer Schar.*

*Von dem verborgenen Goldgefäß
Läuft durch mein Blut ein schmerzliches Gleiben,
Und ein Lied will mit Namen mich heißen,
Die mir wieder gemäß.*

*HÜber die Türme. Gott läßt sie verfallen
Und noch Jahrtausende stehn.*

*Von dem verborgenen Goldgefäß
Läuft durch mein Blut ein schmerzliches Gleißern,
Und ein Lied will mit Namen mich heißen,
Die mir wieder gemäß.*

*Himmel rufen aus farbigen Zeichen.
Zugeschlossen ist euer Gesicht:
Die mit dem Wüstenfuchs scheu mich umstreichen,
Schauen es nicht.*

*Riesig zerstürzende Windsäulen wehn,
Grün wie Nephrit, rot wie Korallen,
Über die Türme. Gott läßt sie verfallen
Und noch Jahrtausende stehn.*

Sie weiß sich anders, und sie weiß sich allein. So am Anfang und so am Ende des Gedichts:

Ich bin fremd und: Zugeschlossen ist euer Gesicht.

Die Zeitgeschichte am Ende der zwanziger Jahre - der extrem gewordene Antisemitismus - erzwang Selbstbewusstsein, gar den Stolz eines Herkommens, weit, weit her: *um mich starren die schimmernden Breiten / Wie Schutz*. Es fällt nicht schwer, dieser *Forscherreise* zu folgen, denn sie erheischt Zustimmung.: Ihre Wahrheiten liegen noch hinter *Rom* und *Karthago*. Und wie verhüllt und anrührend ist der Dichterin Einverwandlung in den Raum des Schönsten Liedes, *das mit Namen mich [will] heißen, / Die mir wieder gemäß*.

Schien das eingangs *Mit Türmen gegürtet sein* eine Zuflucht, so weiß sie: *Gott läßt sie verfallen* und immer und immer darüber hinaus: *noch Jahrtausende stehn*.

In der um 1930/31 entstandenen Erzählung DIE JÜDISCHE MUTTER, also etwa zeitgleich mit jenem Gedicht, heißt es am Ende: *Wir haben Rom überstanden, Byzanz in Trümmern gesehn; auch dieser Feind hier wird uns nur töten, wenn wir uns selbst verderben. Wir müssen nur stark und tapfer sein, wieder zu sinken, zu tragen... Wir müssen nur wieder in uns hineingehen, dahin kann uns keiner verfolgen...* Und ein Bild-Motiv, das schon eindrucksvoll das Gedicht DIE FAHRENDE geschlossen, beendet jene Prosa mit einem abermals dem Alten Testament nahen Zitat: *Israel ist wie der Staub der Erde: alle treten ihn mit Füßen; der Staub aber überlebt alle*.

TRAUERSPIEL

*Der Tiger schreitet seine Tagereise
Viel Meilen fort.
Zuweilen gegen Abend nimmt er Speise
Am fremden Ort.*

*Die Eisenstäbe: alles, was dahinter
Vergeht und säumt,
Ist Schrei und Stich und frostig fahler Winter
Und nur geträumt.*

*Er gleitet heim: und mußte längst verlernen,
Wie Heimat sprach.
Der Käfig stutzt und wittert sein Entfernen
Und hetzt ihm nach.*

*Er flackert heller aus dem blinden Schmerze,
Den er nicht nennt,
Nur eine goldne rußgestreifte Kerze,
Die glitzernd sich zu Tode brennt.*

Der Titel scheint in seiner Bedeutung besetzt. Doch schon mit dem ersten Vers werden wir in einen anderen Raum verfügt: TIERTRÄUME hatte Gertrud Kolmar eine Sammlung von 47 Gedichten überschrieben, die 1933 hätten erscheinen sollen.

Die Nähe zu dem Rilkeschen Gedicht „Der Panther“ ist offensichtlich; dennoch unterscheiden die Gedichte sich wesentlich und insofern hat das TRAUERSPIEL seine Berechtigung.

Im Motiv würde man beide identisch nennen: Das seiner Freiheit beraubte, auf den kleinsten Raum eingeeengte, das königliche Tier. Nicht jedoch identisch in der Intention.

Rilkes Gedicht von Ende 1902, die einsame Vorwegnahme der lyrischen Höhepunkte in den „Neuen Gedichten“ von 1907/08, will „unerbittlich begreifend und nachbildend“ nichts als das angeschaute Objekt, gelöst von jedem Subjekt, ins Wort bringen.

Gertrud Kolmar ist in den meisten TIERTRÄUMEN gleichsam anwesend; sei es in Bewunderung, im Mitgefühl oder im Erschrecken. Sie klagt den Menschen ob seiner Grausamkeit all jenen Geschöpfen gegenüber an, macht den TAG DER GROSSEN KLAGE zum Gerichtstag und zum Tag des Schuldspruchs. Die Schmerz-Komponente drängt sich unmittelbar auf.

Dass *Heimat* verlustigehen, gar abgesprochen werden kann, dass der *Käfig* zur Hatz ansetzen könnte, wird der Dichterin, der Jüdin, um 1930 zur Ahnung geworden sein.

WIR JUDEN

*Nur Nacht hört zu: ich liebe dich, ich liebe dich, mein Volk,
Und will dich ganz mit Armen umschlingen heiß und fest,
So wie ein Weib den Gatten, der am Pranger steht, am Kolk,
Die Mutter den geschmähten Sohn nicht einsam sinken läßt.*

*Und wenn ein Knebel dir im Mund den blutenden Schrei verhält,
Wenn deine zitternden Arme nun grausam eingeschnürt,
So laß mich Ruf, der in den Schacht der Ewigkeiten fällt,
Die Hand mich sein, die aufgereckt an Gottes hohen Himmel rührt.*

*Denn der Grieche schlug aus Berggestein seine weißen Götter hervor,
Und Rom warf über die Erde einen ehernen Schild,
Mongolische Horden wirbelten aus Asiens Tiefen empor,
Und die Kaiser in Aachen schauten ein südwärts gaukelndes Bild.*

*Und Deutschland trägt und Frankreich trägt ein Buch und ein
blitzendes Schwert,
Und England wandelt auf Meeresschiffen bläulich silbernen Pfad,
Und Rußland ward riesiger Schatten mit der Flamme auf seinem
Herd,
Und wir, wir sind geworden durch den Galgen und durch das Rad.*

*Dies Herzerspringen, der Todesschweiß, ein tränenloser Blick
Und der ewige Seufzer am Marterpfahl, den heulender Wind
verschläng,
Und die dürre Kralle, die elende Faust, die aus Scheiterhaufen und
Strick,
Ihre Adem grün wie Vipernbrut dem Würger entgegenrang,*

*Der greise Bart, in Höllen versengt, von Teufelsgriff zerfetzt,
Verstümmelt Ohr, zerrissene Brau und dunkelnder Augen Fliehn:
Ihr! Wenn die bittere Stunde reift, so will ich aufstehn hier und jetzt,
So will ich wie ihr Triumphtor sein, durch das die Qualen ziehn!*

*Ich will den Arm nicht küssen, den ein strotzendes Zepter schwellt,
Nicht das erzene Knie, den tönernen Fuß des Abgotts harter Zeit;
O könnt' ich wie lodernde Fackel in die finstere Wüste der Welt
Meine Stimme heben: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!*

*Knöchel. Ich schleppt doch Ketten, und gefangen klirrt mein Gehn.
Lippen. Ihr seid versiegelt, in glühendes Wachs gesperrt.
Seele. In Käfiggittern einer Schwalbe flatterndes Flehn.
Und ich fühle die Faust, die das weinende Haupt auf den
Aschenhügel mir zert.*

*Nur Nacht hört zu: ich liebe dich, mein Volk im Plunderkleid.
Wie der heidnischen Erde, Gäas Sohn entkräftet zur Mutter glitt,
So wirf dich zu dem Niederen hin, sei schwach, umarme das Leid,
Bis einst dein müder Wanderschuh auf den Nacken der Starken tritt.*

Dieser Zyklus von Gedichten, DAS WORT DER STUMMEN, - zu ihm gehört das nebenstehende, mit dem Datum 15.9.33 - , entstanden von August bis Oktober 1933, steht wie ein erratic Block im Werk von Gertrud Kolmar.

Alles Ahnungsvolle der vorangegangenen Jahre wird von einer fürchterlichen Wirklichkeit noch vielfach übertroffen: Der brutalen Macht-Ausübung der sich legitimiert wissenden Nationalsozialisten. Sie galt ihren wirklichen und ihren vermeintlichen Gegnern: Demokraten, Liberalen, Kommunisten; oftmals Juden. Und Gertrud Kolmar sieht sich hineingerissen in den uralten Leidensstrom ihres, des jüdischen Volkes. Nicht mehr ist sie DIE JÜDIN, nicht mehr nahe der JÜDISCHEN MUTTER, sie weiß sich eins: WIR JUDEN.

Während die Völker Europas und Asiens sich sammelten und erstarkten, blieben die Juden in der Diaspora allen denkbaren Martern ausgesetzt; so in der Vergangenheit, so in der Gegenwart; in diesem Deutschland, das seit eh und je *ein Buch* getragen - die Bibel - und *ein blitzendes Schwert*, das Signum der Macht.

Die Torturen, die den gegenwärtigen Gefangenen zugefügt, sind nicht dichterischer Phantasie entsprungen, sondern vielen durchgesickerten Berichten entnommen. Die den STUMMEN das WORT geben will, die Dichterin, und die da weiß, dass, indem sie es aufschreibt, sie sich selbst in Gefahr begibt: *Und ich fühle die Faust, die das weinende Haupt auf den Aschenhügel mir zerrt*, sie weiß: *Nur Nacht hört zu*. So im Eingang der ersten und der letzten Strophe. Niemand sonst.

Die Prophezie des letzten Verses: *Bis einst dein müder Wanderschuh auf den Nacken des Starken tritt*, mag weit, weit zurückreichen und in diesem Moment nichts als die immerwährende Hoffnung verheißen.

DER MISSHANDELTE

*In meiner Zelle brennt die ganze Nacht das Licht
Ich stehe an der Wand und schlafen darf ich nicht;*

*Denn alle zehn Minuten kommt ein Wärter, mich zu schaun.
Ich wache an der Wand. Sein Hemd ist braun.*

*Die andern kehren wieder, unterhalten sich
Mit meinem Schrein und Stöhnen, lachen über mich,*

*Sie recken mir die Arme gewaltsam, nennen's Sport.
Ich breche in die Knie ... und endlich gehn sie fort.*

*Ich sah nicht Bäume, Sonne - ob es die wirklich gibt?
Ob wo ein armes Kind noch seinen Vater liebt?*

*Kein Zeichen mehr, kein Brief - und ich habe doch eine Frau!
Sie sagten: „Du bist rot; wir schlagen dich braun und blau.“*

*Sie peitschten mit stählernen Ruten und mein Rumpf war bloß..
O Gott! O Gott! Nein, nein! Ich bin ja glaubenslos,*

*Ich habe nicht gebetet im Felde, im Lazarett,
Nur abends als kleiner Junge, und die Mutter saß am Bett.*

*Die Erde ist Kerkergruft, der Himmel ein blaues Loch.
Hörst du, ich leugne dich! Mein Gott ... ach, hilf mir doch!*

*Du bist nicht: wenn du wärst, erbarmtest du dich mein.
Jesus litt für euch alle; ich leide für mich allein.*

*Ich steh' und sinke ein bei Wasser und wenig Brot
Stunden und aber Stunden. Wie gut, wie gut ist der Tod!
Hingelegt ... und verschlossen in tiefem, dunklem Schacht.
Keine grelle Lampe. Nur Schlaf. Nur Stille. Nacht ...*

Wie groß muss die Erschütterung von Gertrud Kolmar gewesen sein, dass sie so unmittelbar dies individuelle Martyrium vor ihr Auge und in die Anschauung bringen musste.

Seit dem am 22. Februar 1933 von den Nazis inszenierten Reichstagsbrand waren Tausende ihnen Verdächtige in sogen. „Schutzhaft“ verbracht worden; auch Gertrud Kolmars Cousin, der Arzt und Kommunist Georg Benjamin, der nach mehreren Stationen im September in das KZ Sonnenburg eingeliefert worden war. Dort tobten sich SA und SS besonders grausam an einzelnen Gefangenen aus. Am 21. September begann in Leipzig der Schauprozess zum Reichstagsbrand, am 30. September entstand das Gedicht DER MISSHANDELTE.

Vielleicht überträgt jene Erschütterung sich deshalb so drängend auf den Leser, weil er in zweifacher Weise einem Menschen konfrontiert wird: einem gefolterten und einem sich erinnernden. Da war einst der betende Junge, der Kriegsfreiwillige, der Verwundete, der eine Frau und ein kleines Kind zurückgelassen - so in allem Gertrud Kolmars Cousin - , und da ist, stellvertretend für die Vielen, der den Knechten Ausgelieferte. Schlimmste Folter: der versagte Schlaf, letzter Wunsch: der Todes-Schlaf. Anfang und Ende des Gedichts.

Eine Ballade, ein Drama in lakonischen Zweizeilern. Der Ruf nach einem Gott tönt laut; er wird nicht erhört: *verschlossen in tiefem, dunklem Schacht / Keine grelle Lampe. Nur Schlaf. Nur Stille. Nacht ...*

SEHNSUCHT

Ich denke dein.

Immer denke ich dein.

*Menschen sprachen zu mir, doch ich achtet' es nicht
Ich sah in des Abendhimmels tiefes Chinesenblau, daran der
Mond als runde gelbe Laterne hing,*

*Und sann einem anderen Monde, dem deinen, nach,
Der dir glänzender Schild eines ionischen Helden vielleicht
oder sanfter goldener Diskus eines erhabenen Werfers wurde.*

*Im Winkel der Stube saß ich dann ohne Lampenlicht,
tagmüde, verhüllt, ganz dem Dunkel gegeben,*

Die Hände lagen im Schoß, Augen fielen mir zu.

*Doch auf die innere Wand der Lider war klein und unscharf
dein Bild gemalt.*

*Unter Gestirnen schritt ich an stilleren Gärten, den Schattenrissen
der Kiefern, flacher, verstummter Häuser, steiler Giebel vorbei*

*Unter weichem düsteren Mantel, den nur zuweilen
Radknirschen griff, Eulenschrei zerte,*

*Und redete schweigend von dir, Geliebter, dem lautlosen,
dem weißen mandeläugigen Hunde, den ich geleitete.*

*Verschlungene, in ewigen Meeren ertrunkene Nächte!
Da meine Hand in den Flaum deiner Brust sich bettete zum
Schlummer,*

*Da unsere Atemzüge sich mischten zu köstlichem Wein,
den wir in Rosenquarzschaale darboten unserer Herrin, der Liebe,*

*Da in Gebirgen der Finsternis die Druse uns wuchs und
reifte, Hohlfrucht aus Bergkristallen und fliedernden Amethysten,
Da die Zärtlichkeit unserer Arme Feuertulpen und porzellanblaue*

*Hyazinthen aus welligen, weiten, ins
Morgengraun reichenden Schollen rief,*

*Morgengraun reichenden Schollen rief,
Da, auf gewundenem Stengel spielend, die halberschlossene Knospe
des Mohns wie Natter blutrot über uns züngelte,
Des Ostens Balsam- und Zimmetbäume mit zitterndem Laube
um unser Lager sich hoben
Und purpurne Weberfinken unserer Munde Hauch in
schwebende Nester verflochten.-
Wann wieder werden wir in des Geheimnisses Wälder fliehn, die,
undurchdringlich, Hinde und Hirsch vor
dem Verfolger schützen?
Wann wieder wird mein Leib deinen hungrig bittenden
Händen weißes duftendes Brot, wird meines Mundes
gespaltene Frucht deinen dürstenden Lippen süß sein?
Wann wieder werden wir uns begeben?
Innige Worte gleich Samen von Würzkräutern und Sommerblumen ver-
streuen
Und beglückter verstummen, um nur die singenden Quellen
unseres Blutes zu hören?
(Fühlst du, Geliebter, mein kleines horchendes Ohr, ruhend
an deinem Herzen?)
Wann wieder werden im Nachen wir gleiten unter zitronfarbenem
Segel,
Von silbrig beschäumter, tanzender Woge selig gewiegt,
Vorüber an Palmen, die grüner Turban schmückt wie
den Sproß des Propheten,
Den Saumniffen ferner Inseln entgegen, Korallenbänken,
an denen
du scheitern willst?
Wann wieder, Geliebter ... wann wieder ...? ...*

*Nun sintert mein Weg
Durch Ödnis. Dorn ritzt den Fuß.
Bäche, frische, erquickende Wasser, murmeln; aber
ich finde sie nicht.
Datteln schwellen, die ich nicht koste. Meine verschmachtende Seele
Flüstert ein Wort nur, dies einzige:
„Komm...“
O komm...*

Im Eingang unserer Darstellung Gertrud Kolmars stand das Gedicht DIE DICHTERIN. Dort hieß es: *Du hältst mich in den Händen ganz und gar. // Der du dies liest, gib acht; / Denn sieh, du blätterst einen Menschen um.*

Dieses Gedicht, SEHNSUCHT, ist anders als alle anderen von Gertrud Kolmar. Dennoch sollte ihre inständige Bitte: *Der du dies liest, gib acht*, Gehör finden.

Nicht mehr das strophische Reimgedicht - wenn es auch in vielfältiger Abwandlung sich bot - finden wir in diesem Zyklus von 17 Gedichten mit dem Titel WELTEN, entstanden in der zweiten Jahreshälfte 1937, sondern reimlose Langzeilen, rhythmisch fließend, deshalb der Prosa fern, von suggestiver Bildkraft, von mitreißendem Gefühlsandrang. Kleine Zäsuren, Strophen bildend, sind erkennbar.

Es ist dies der letzte vollendete Zyklus von Gertrud Kolmar. Vielleicht wäre sie danach neue Wege des Gedichts gegangen. Geben wir genau acht: diese Sehnsucht ist so bedrängend, weil sie einmal, für einen Moment, eine erfüllte Liebe war. Das ist Vergangenheit; davon spricht die zweite Strophe. Die erste Strophe ist Gegenwart einer Einsamen: *auf die innere Wand der Lider war klein und unscharf dein Bild gemalt*; und die dritte Strophe beschwört eine Wiederkehr: *ein Wort nur: dies einzige: / „Komm...“ / O komm... - Es wird vergeblich sein*

Das Gedicht, wie auch der Zyklus, hat einen biographischen Hintergrund. Müssen wir ihn wissen, um zu begreifen, was Sehnsucht ist? Ist eben sie hier nicht sprach-geworden, nun für jeden, der ihr ausgeliefert sein könnte?

Diese zweite Strophe ist ein Juwel des Liebe-Sagens, geschenkt von einer Liebenden; erinnernd und bittend. Kann ER dem gewachsen sein? Man hört und sieht das Hohelied, Ewig-Gesagtes: *Wann wieder wird mein Leib deinen hungrig bitten-*

*den / Händen weißes duftendes Brot, wird meines Mundes /
gespaltene Frucht deinen dürstenden Lippen süß sein? Und
man spürt die Angst der Gegenwart, die in der Liebe hätte
Geborgenheit finden wollen: Wann wieder werden wir in des
Geheimnisses Wälder fliehen, die / undurchdringlich, Hinde
und Hirsch vor / dem Verfolger schützen? Auch das wird vergeb-
lich sein. Gertrud Kolmar wird der Macht ihrer Verfolger, deren
Willen zur Auslöschung, auch einer Liebenden, nicht entgehen.*

Literaturhinweise

- Gertrud Kolmar: Das lyrische Werk. Frühe Gedichte (Bd.1)
Das lyrische Werk. Gedichte 1927-1937 (Bd.2)
Das lyrische Werk. Anhang und Kommentar (Bd.3)
Hg. von Regina Nörtemann. Wallstein Verlag Göttingen, 2003
- Gertrud Kolmar: Welten. Nachwort von Hermann Kasack. Suhrkamp Verlag
Berlin, 1947; vorm. S. Fischer Verlag
- Gertrud Kolmar: Das lyrische Werk. Kösel Verlag München, 1960
- Gertrud Kolmar: Ausgewählte Gedichte. Die Kerze von Arras. Auswahl und Nach-
wort von Uwe Berger. Aufbau Verlag Berlin und Weimar, 1968
- Gertrud Kolmar: Das Wort der Stummen. Nachgelassene Gedichte. Hg. und
Nachwort von Uwe Berger und Erinnerungen an Gertrud Kolmar
von Hilde Benjamin. Buchverlag Der Morgen Berlin, 1978
- Gertrud Kolmar: Weibliches Bildnis. Sämtliche Gedichte. Deutscher Taschenbuch
Verlag, dtv, München, 1987
- Gertrud Kolmar: Gedichte. Auswahl und Nachwort von Ulla Hahn. Suhrkamp
Verlag Frankfurt 1983
- Gertrud Kolmar: Eine jüdische Mutter (1. Aufl.: Eine Mutter, 1965), Kösel Verlag
München, 1978
- Gertrud Kolmar: Susanna. Mit einem Nachwort von Thomas Sparr. Jüdischer
Verlag Frankfurt, 1993
- Gertrud Kolmar: Briefe an die Schwester Hilde (1938 – 1943) Hg. von Johanna
Zeitler. Kösel Verlag München 1970
- Johanna Woltmann: Gertrud Kolmar. Leben und Werk. suhrkamp taschenbuch
3254, 2001. 1. Aufl. Wallstein Verlag Göttingen, 1995
- Marbacher Magazin, Doppelheft 63 / 1993: Gertrud Kolmar. 1894 . 1943.
Bearbeitet von Johanna Woltmann.



NELLY SACHS
(1891 Berlin / 1970 Stockholm)

I. DER WEITE WEG ZUM EIGENEN GEDICHT

Wer bewundern kann, macht sich selbst reicher; er erweitert sein Bewußtsein von der Welt.

Nirgendwo mag das mehr gelten als in unserem Verhältnis der Kunst gegenüber. Bewunderung öffnet uns die Tür.

Nelly Sachs hatte Gertrud Kolmar (Chodziesner) gekannt und bewundert: in den Veranstaltungen des Jüdischen Kulturbundes in Berlin 1936-38:

Die Erinnerung an die kleine schon todgeweihte Schar, die wir einmal ausmachten, als Erna Leonhard-Feld ihre Rezitationsabende hielt, steht noch so deutlich vor meinen Augen und ist eingegraben in meinem Gefühl für immer.

(12. 11. 46)

Dort hörte sie Gedichte der Kolmar und auch eigene lesen. Als sie im schwedischen Exil von Gertrud Kolmars Deportation erfuhr, entstand unter den GRABSCHRIFTEN IN DIE LUFT GESCHRIEBEN *Meinen toten Brüdern und Schwestern.* (1943)

auch eine GRABSCHRIFT, die dieser Dichterin zugeeignet war: *Die Hellsichtige*. G. C. überschrieben, und sie nannte sie: *Eine der wohl größten Lyrikerinnen. Visionen über alle Grenzen hinaus*.

*Du sahst die Gedanken kreisend gehn
Wie Bilder um ein Haupt
Der Luft hast Du geglaubt
Darin die Sterne auferstehn.*

*Du hattest nicht den Blindenstar
Der altgewordenen Zeit
Wo für uns noch der Abend war
Sahst Du schon Ewigkeit*

Man muss es so sagen und wird davon berichten: Wie durch ein „Wunder“ noch im Mai 1940 den Nazis und dem sicheren Tod nach Schweden entkommen, begann die Fünfzigjährige ihr eigentliches dichterisches Werk: Gedicht eines ungeheueren Schocks; Gedicht der Schmerzen und der Trauer. Die Nachrichten von der systematischen Ermordung vieler Hunderttausender Juden sickerten in die Welt. Sie lösten in Nelly Sachs, eine der wenigen GERETTETEN von am Ende sechs Millionen verhungerten, erschossener, vergaster Juden ganz Europas, eine Erschütterung aus, die ihr Leben nicht mehr verlassen sollte. Ein Leben, gezeichnet davon, solch Ungeheuerlichem das Wort zu finden. Und so kann es nicht befremden, dass sie, wie viele andere Künstler auch, die bisher gültigen Ausdrucksmittel der Kunst für unzulänglich ansah und nach angemesseneren suchte. Vielleicht ist sie nun, sieben Jahre später, der einst bewunderten Gertrud Kolmar gegenüber ungerecht - auch konnte sie

vieles von ihr nicht kennen, so nicht *Das Wort der Stummen* -, denn sie schreibt:

So sehr es mich als persönliches Dokument interessiert [der 1947 bei Suhrkamp erschienene Band „Welten“ von Gertrud Kolmar; H.N.], gehört es doch schon einer Vergangenheit an wie so vieles, was vor dem großen Martyrium des jüdischen Volkes geschrieben wurde. Zwischen Gestern und Morgen liegt die Wunde, die offen ist ... Wir können einfach nicht mehr die alten verbrauchten Stilmittel anwenden. In keiner Kunst ist das möglich. (7.12.49)

In dem Moment waren zwei ihrer Gedichtbände erschienen, die schon in den Titeln das Grauen ahnen lassen, das dort wortgeworden war: IN DEN WOHNUNGEN DES TODES (1947) und STERNVERDUNKELUNG (1949). Es sind die Orte der Vernichtung, und es ist ein Dunkel, das selbst die Sterne ausgelöscht. Allein diese beiden Gedicht-Sammlungen werden für immer ein einzigartiges Zeugnis des Erinnerns an das schmachvollste Kapitel deutscher Geschichte bleiben.



Nelly (Leonie) Sachs wurde am 10. Dezember 1891 in Berlin geboren. Am gleichen Tag, so vermerkt sie einmal, wie Gertrud Kolmar. Drei Jahre älter. Als einziges Kind wohlhabender assimiliert-jüdischer Eltern wuchs sie im Tiergartenviertel auf. Der Vater, Georg William Sachs, der einem überkommenen und florierenden Familien-Unternehmen vorstand - von Berlinern die „Gummisachse“ genannt -, war eine energische und repräsentative Persönlichkeit. In seiner Branche erfinderisch, bis zu mehrfachen Patentanmeldungen. Standesgemäß ritt er des

Morgens aus, von seinem Hund begleitet, und gehörte zu den ersten Berliner Automobil-Besitzern. Der Mutter, zwanzigjährig bei der Geburt ihrer Tochter, standen noch eine Groß- und eine Urgroßmutter zur Seite. So wurde das Kind behütet und beschützt vor der Außenwelt, in zeitweise privatem Schulunterricht. Von dem tierliebenden Vater mit Reh, Ziege, Hund im Hausgarten beschenkt, spricht sie später einmal von der *Einsamkeitshölle der Kindheit*. Einzig die Abende, wenn der sehr musikalische Vater am Klavier phantasierte und das Kind, das junge Mädchen, tanzend das Zimmer durchschwebte, improvisierend, posierend, brachten etwas wie Glück. Da dachte sie gar, einmal Tänzerin zu werden. Sehr viel später, der Vater war 1930 gestorben, hält ein erinnerndes Gedicht einen solchen Abend fest:

*Einmal war es, als die Kerze brannte,
Flieder seinen Duft ins Zimmer sandte,
Spieltest du, es war fast wie Vergehn,
Leichte Töne in dem Abendwehn.*

*Und ich glitt im Tanze, dir zu dienen
Zu dem Ruf wie honigdunkle Bienen
Bis zum Meeresgrunde wie verspielt
Deine Seele schon die Heimat hielt.*

Ohne jeglichen Bezug zu den literarischen Standards der Jahre vor und nach dem 1. Weltkrieg - denken wir an Benn und Heym und Trakl, an Becher, Brecht, den späten Rilke oder Stefan George - hörte man hier den unzeitgemäßen Gefühlston einer Romantik, wie er vielleicht noch in den Gedichten Hermann Hesses zu vernehmen war.

Ihm hatte die Sechzehnjährige tatsächlich geschrieben, mit Beilagen ihrer Schreib-Versuche, und sie hatte tatsächlich von dem schon namhaften Dichter eine Antwort erhalten, in der er *dem traurigen Kind* [riet], *wieder lachen und spielen zu lernen, da er ein Leben am Rande der Hölle gelebt weiß, das ist das einzige, was hilft...* (13. 3. 68). Dieser Rat habe sie damals, so erinnert sie sich im hohen Alter, *noch trauriger gemacht.* (ebd.)

Ein anderes wurde für Nelly Sachs - man möchte abermals ein großes Wort gebrauchen - „schicksalhaft“. Zu ihrem 15. Geburtstag, 1906, bekam sie den Roman „Gösta Berling“ der schwedischen Erzählerin Selma Lagerlöf, Nobelpreisträgerin von 1909, geschenkt. Auch hier suchte sie in schwärmerischer Verehrung Kontakt und erhielt Antwort aus Schweden auf ihre zugesandten frühen Versuche. Dass sich das junge Mädchen in die Landschaft, den Gespenster- und Aberglauben, die nordischen Menschen, Lebenslust und Lebensleid der vielen, auch skurilen Figuren des Romans hat einfühlen können, ist bemerkenswert. Vor allem hatten es ihr die Frauengestalten angetan; mehr das Romantische in ihnen, als das Willensstarke und Emanzipierte, wie es etwa gleichzeitig der frühe Rilke bewundert hatte. Noch 1937 schreibt sie über die anhaltenden Eindrücke des Buches an die Dichterin:

Abends beim Lampenlicht, wenn der Tag ruhig geworden ist, ziehen wie immer in mein Gemüte zwischen duftenden Apfelbäumen oder verschneiten Wäldern die sanfte Maja Lisa, die zarte Elsalill, die liebliche Elisabeth Dohna und alle die strahlenden Männer und Frauen... (18. 11. 37)

Gestalten aus dem Roman. Es mutet das wie ein Fluchtort in einen Lebenskäfig an, den Nelly Sachs um sich errichtet. Denn sie wusste zugleich, dass sie in den Jahren von 1933 – 1940 ein

LEBEN UNTER BEDROHUNG , unter tödlicher Bedrohung, lebte.
So hatte sie 1955 ihre einzige Prosa überschrieben.



Doch noch ist sie ganz jung; und sie verliebt sich, sechzehn- oder siebzehnjährig. Das Unglück ihres Lebens.

Sollte man als Zuschauer des Lebens eines anderen und als Empfänger eines künstlerischen Werkes nicht dem Werk den Vorzug unseres Interesses geben? Ist in unserer Zeit nicht eine Verkehrung dieses Verhältnisses entstanden? Haben Presse und Medien nicht eine solche Macht errungen, den Blick der vielen mehr auf das Sensationelle, Private, Intime eines Künstler-Daseins zu lenken, als auf das weit darüber hinausgehende Kunstwerk selbst? Das erste unterhält kurzzeitig im Oberflächlichen, das zweite abverlangt eine angemessene Aufmerksamkeit, vielleicht gar Mühe, doch beides gäbe uns etwas Bleibendes.

Da Nelly Sachs erst spät von solcher Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen worden war, konnte sie mit Nachdruck auf ihr Werk verweisen und die Geschichte ihrer Person verweigern.

1959, im 68. Lebensjahr, schreibt sie an einen sie bedrängenden Biographen und Literaturwissenschaftler:

...es beunruhigt mich sehr zu denken, daß man sich mit meinem privaten Leben beschäftigen könnte... [und] daß ich mein Letztes und Innerstes für mich behalten werde[und] Es lag ein tieftragisches Schicksal über uns daheim... alles ganz entfernt von einem ruhigen Bürgerheim [und]... Alles was vielleicht in meiner Dichtung aufgespeichert liegt, ist ja entstanden immer nur aus äußerster Not und nur aus dem Bedürfnis, Hilfe zum Weiterleben zu bekommen. So sollte man die Quelle selber

sprechen lassen. (An Walter A. Berendsohn, 22. 1. 59. Hervorhebung H. N.)

Das ist zu respektieren.

Doch nun nur so viel: Was weiß man von jenem „Unglück“? Ein Mann, den die Sechzehn- Siebzehnjährige liebte - kein Name, kein Bild -, er war geschieden, wohl Arier. Ersteres vielleicht ein Grund für den Vater, eine Beziehung der noch sehr jungen Tochter nicht zu erlauben. [?] Das junge Mädchen brach zusammen, verwehrte alle Nahrung, geriet an den Lebensrand. Vielleicht war es der sie behandelnde Arzt, der sie rettete, indem er sie auf das Wort, gar auf die Dichtung verwies als Mittel, ein Leid zu sagen und zu ertragen. *Hilfe zum Weiterleben.* Vielleicht hat sie ihn, den Geliebten, den BRÄUTIGAM, erst nach 30 Jahren wiedergesehen, zufällig auf einem Berliner Platz getroffen, [beide?] von der Gestapo beobachtet, zum Verhör gezerzt und schließlich er im KZ umgebracht. Sie wusste von seinem *Märtyrertod* noch vor der Flucht nach Schweden und nahm dieses Wissen in die Fremde mit als großen Schmerz. Seitdem blieb dieses Schicksal das *Geheimnis* ihres Lebens.



Die große Bibliothek des Vaters wurde Nelly Sachs zu einem Ort der Entdeckungen. Da standen die Klassiker, vor allem aber die Romantiker: Novalis, Brentano, die Günderode, die Grimms, auch Hölderlin sowie *die Erstlinge der Dichtungen aller Völker... die Rigveda der Inder, das Totenbuch der Ägypter, Schi King der Chinesen und so vieles vieles Schöne mehr.* (19. 4. 44) Sie fing an zu schreiben, zu dichten, *Märchen und Sagen* hatten ihr es angetan. Ihre frühesten Verse, in Zyklen zusammengefasst, verraten in den Überschriften deren Art: *Leise*

Melodien /An die Tiere /Musikgedichte /Gedichte an die Eltern /Landschaftsgedichte /Im Volkston /Kinderreime /Lieder vom Abschied. Sie liegen nur handschriftlich vor. Eine Veröffentlichung hat Nelly Sachs nach ihrem eigentlichen Anfang in den vierziger Jahren strikt abgelehnt . All dass sei *noch ganz ohne Schicksal* gewesen (8.9.58).

Eine Berufsausbildung war nicht vorgesehen. Das junge Mädchen wollte nach jener todnahen Lebenskrise nur noch schreiben. Während des Krieges wandte sie sich an den Verlag Cotta Nachf. in Berlin, bot *in Prosa verfaßte Stimmungsbilder [und] Gedichte* an (9.10.15). Sie erhielt jedoch keine Antwort.

Sensibilität und Fähigkeit der Verwandlung möchte man z.B. diesem frühen Gedicht nicht absprechen Die *Einsamkeitshölle der Kindheit* sucht eine Projektionsfläche - und die kann auch ein angeschauter Tier sein:

REHE

*Sie sind des Waldes leise Legenden,
Darin die Geheimnisse zärtlich verenden
Der Bäume, der duftenden Blumen der Nacht.
Im Auge des Springquells jenseitiges Leuchten,
So wandeln die weither aufgescheuchten
Und streifen den Tau mit den Hufen sacht .*

*Haar rauchend vor Scheu, und immer im Leide,
Wenn eine Kugel auf traumtiefer Weide
Hinpflügt, was nie ganz zum Tage geweckt -
Es zeichnet der feuchte Schmerz sich im Moose,
Ein müdes Blatt noch färbt sich zur Rose,
Und Leben hat immer wie Abschied geschmeckt.*

Dürfte man da Wendungen hören, die einen Reflex der Einfühlung u n d des Selbstbezugs zugleich meinen, eins im anderen spiegeln? So: *jenseitiges Leuchten* und: *immer im Leide* und: *nie ganz zum Tage geweckt* und schließlich der bittere Schlussvers: *Und Leben hat immer wie Abschied geschmeckt*. Was hier Wort geworden ist, will den eigenen erlebten Schmerz bannen.

Verständlich, dass das seit zehn Jahren Geschriebene: Gedichte, Puppenspiele, Prosa zu einer Publikation drängte. Die unterdes Dreißigjährige suchte Selbst-Bestätigung.

1921 erschien in einem wenig bekannten Berliner Verlag ein kleinformatiger Band in geringer Auflage LEGENDEN UND ERZÄHLUNGEN, F.W.Mayer, Wilmersdorf. (Möglicherweise ein Privatdruck) Die wichtigste Bestätigung erhielt Nelly Sachs von Selma Lagerlöf: „Herzlichen Dank für das schöne Buch! Hätte es selbst nicht besser machen können.“ (5.12.21) Den *Schatz* dieser Antwortkarte bewahrte Nelly Sachs bis in ihre Flucht nach Schweden. Sie selbst hatte das Büchlein mit solchen Worten begleitet: *Dieses Buch ... ist geschrieben von einer jungen Deutschen, die in der großen schwedischen Dichterin ihr leuchtendes Vorbild verehrt*. (November 21) Es sollte uns berühren, dass Nelly Sachs von sich als *einer jungen Deutschen* spricht. Anderthalb Jahrzehnte später wird ein menschenverachtendes Regime ihr die Zugehörigkeit zum Deutschtum, zur deutschen Sprache absprechen, ihr den Namen „Jude“, „Nelly Sara Sachs“ aufzwingen.

Das Bändchen enthält neun Erzählungen. Auch sie verweisen in den Titeln - *Stimmungsbilder* wollten sie sein - auf ihren geistigen Ort: die christlich-fromme Welt der Lagerlöf und das Mittelalter der deutschen Romantik: *Merlin, Die Legende von Fra Angelico, Die Närrin von Siena, Das Christusbild, San Marcos*

Taube, Der gefesselte Silen. Zugleich sind die kleinen Erzählungen, wie in obigem Gedicht angedeutet, Ausdruck des persönlichen Erlebens von Nelly Sachs: Verwandlungen. Verwandlungen in: Liebe, Demut, Opferbereitschaft der Frau; in Übermacht eines Vaters, Unerreichbarkeit eines Geliebten; in Sehnsucht nach Göttlichem, *den Geheimnissen der Erde und des Himmels.*

Auch dieses Buch wollte Nelly Sachs nicht in ihr Werk aufgenommen wissen. Es zählte nicht, war nicht einmal Vorstufe der Dichtung ab den vierziger Jahren.

Der Grad dieses zurückgezogenen Lebens, das Nelly Sachs in den zwanziger Jahren führte, Jahre, die gerade in Deutschland, der Weimarer Republik, in jeglicher Hinsicht zu den bewegtesten der deutschen Geschichte zählten, ist vielleicht nur mit ihrer eminent scheuen Wesensart zu erklären. Eine entfernte Bekannte nannte sie gar „nonnenhaft“, nur ihren Gedichten und der Pflege der Eltern hingegeben“. Sie hatte einige wenige Freundinnen: Dora Horwitz, gleichaltrig, verheiratet mit dem Spinozaforscher Hugo Horwitz; ihnen, den beiden Ermordeten, stiftete sie später eine GRABSCHRIFT; Gudrun Harlan, sechzehn Jahre jünger, einer preußisch-deutschen Familie entstammend, die spätere *Lebensretterin*; Vera Lachmann, die von den USA aus ihr 1940 bei der Flucht aus Deutschland hatte helfen können.

Eine literarische Anregung jedoch hat Nelly Sachs Ende der zwanziger Jahre wahrgenommen, wohl gemeinsam mit Gudrun Harlan: Die Vorlesungen zur deutschen Romantik von Professor Max Herrmann an der Berliner Universität. Herrmann war der Familie Sachs befreundet.

Der Verfasserin von *Legenden* mag der Rat des Vorlesenden von Novalis' „Hymnen an die Nacht“ großen Eindruck gemacht

haben. (Heute würde man meinen, solcher Rat war vielleicht doch ironisch gemeint.): „Meine Damen, meine Herren, hier müssen wir die Schuhe ausziehen, denn wir betreten heiligen Boden“. Es gab bildungsbegeisterte Kreise des Bürgertums, eben auch des jüdischen, denen diese Art der Kunst-Vermittlung ein echtes Bedürfnis war. Gleichsam ein gefühlbetonter Religions-Ersatz, eine Oase heiler Welt in Zeiten drohender gesellschaftlicher Krisen und nahender Katastrophen. Denn von diesem Einbruch im Jahr 1933 muß Nelly Sachs gewußt haben: Max Herrmann wurde, wie viele andere seiner Profession, aus dem Amt entlassen, per „Gesetz“ der faschistischen Machthaber.

„Wider den undeutschen Geist“ nannten sich „Zwölf Thesen“ deutscher Studentenschaft. Ein solcher Satz wurde öffentlich möglich: „Der Jude kann nur jüdisch denken, schreibt er deutsch, dann lügt er.“ Der beliebte Professor entgegnete am Anfang seiner letzten Vorlesung im Sommer 1933: „Ich schreibe deutsch, ich denke deutsch, ich fühle deutsch und ich lüge nicht.“ Der Leidensweg Max Herrmanns endete 1942 in Theresienstadt. Der seiner Frau, Helene Herrmann, selbst bedeutende Literaturwissenschaftlerin, 1944 in Auschwitz.

Die Jahre von 1933 – 1940, von der Machtergreifung der Nationalsozialisten und der Errichtung der faschistischen Diktatur bis zum Ausbruch des von ihnen entfesselten 2. Weltkriegs, hatte Nelly Sachs in einem dreiseitigen Prosa-Text festgehalten, der 1955 erschien und der ihr Trauma, aus einem nun auch noch umfassenderen Wissen: dem Holocaust, in Worte zu fassen suchte: **LEBEN UNTER BEDROHUNG**.

Es war ja nicht nur ein Großteil der zum Bürgertum gehörenden deutschen Juden, der da meinte, dass nach den ersten, noch „kleineren“ Exzessen des Nazi-Mobs, die Hitler-Regierung ent-

weder bald wieder abgelöst oder aber sich „normalisieren“ würde. So dachte auch oftmals das intellektuelle, das künstlerische deutsche Bürgertum selbst. Freilich verließen viele politisch Engagierte und nun unmittelbar Gefährdete fluchtartig das Land. Zu ihnen gehörte Nelly Sachs' Neffe, Manfred George, der, nach langem Weg, ab 1939 in New York Herausgeber und Chefredakteur der jüdischen Wochen-Zeitung „Aufbau“ war. Die meisten ihrer Verwandten emigrierten noch rechtzeitig in den folgenden Jahren. Nelly Sachs blieb mit ihrer alten, kränklichen Mutter in Berlin, wie auch ihre Nichte Vera und ihr Onkel Alfred, die beide der Vernichtung 1942/43 nicht entgingen.

Man glaubte, in den Veranstaltungen des „jüdischen Central-Vereins“ ein Refugium kulturellen Austauschs sich erhalten zu können. Man hoffte, in der Unauffälligkeit zurückgezogenen Lebens überstehen zu können. Beides folgenreiche Fehleinschätzungen. Was BEDROHUNG im Innern eines Menschen anrichtete, über *sieben Jahre*, das drängt wohl jener Text uns auf, von dem wir nur einige Sätze zitieren:

Zeit unter Diktat. Wer diktiert? Alle! Mit Ausnahme derer, die auf dem Rücken liegen wie der Käfer vor dem Tod... Gnade. Gnade des Nicht-mehr-Sein-dürfens. Höchster Wunsch auf Erden: Sterben ohne gemordet zu werden... Es kamen Schritte. Starke Schritte. Schritte in denen das Recht sich häuslich niedergelassen hatte. Schritte stießen an die Tür. Sofort sagten sie, die Zeit gehört uns! Die Tür war die erste Haut die aufgerissen wurde. Die Haut des Heims. Dann fuhr das Trennungsmesser tiefer... Und alle begegnenden Augen waren winterlich geworden. Fielen ab; gaben die Blicke woanders hin, dort wo das Recht die Zeit am Nackenfell nahm... Und das geschieht auf Erden? Und kann geschehn auf Erden?... Es sind

viele Wunder geschehn. Ich las darüber. Aber wie sollen die Wunder zu dem kleinen Haufen gelangen, der da isoliert im Stacheldraht zittert. Auch die Wunder haben wohl Angst... Abstoßen von dieser Kugel, in die Flucht, in das Dunkel, das Meer der Unsicherheit... Wohin - dahin -. Hier ist nichts mehr zu fassen, hier nicht! ... Die Augen erblindet vom Hiersein...

Auch nach zwei Jahrzehnten, die den Holocaust einschließen, ruft die Erinnerung alle Schrecknisse jener Zeit herauf: ins Sichtbare, ins Hörbare, in den sehnlichen Wunsch des Ausgelöscht-Seins. Das Tragische des Daseins von Nelly Sachs, der Jahre bis zum Lebensende, war, dass dieses Erinnern sie nicht mehr verlassen konnte.

Ende der dreißiger Jahre wurde die Lage der in Deutschland verbliebenen Juden immer gefährlicher. Hatte Nelly Sachs mit ihrer Mutter bis dahin von ihren Mieteinnahmen leben können, so wurden diese ihnen entzogen durch den 1937 gesetzlich angeordneten Zwangsverkauf jüdischen Besitzes sowie 1938 durch die Anmeldepflicht und willkürliche Konfiszierung jüdischer Vermögenswerte.

Die sichtbarste Bedrohung wurde allerdings der Novemberpogrom 1938, der von den Nazis inszenierte „Volkszorn“, der von ihnen organisierte Aufstand der niedrigsten Instinkte gegen die Juden des ganzen Reiches. Zum Anlass nahm man das Attentat des 17-jährigen Herschel Grünschan auf den deutschen Legationsrat Ernst vom Rath in Paris am 7. November. Im gesamten Deutschen Reich wurden jüdische Geschäfte und Synagogen demoliert und in Brand gesteckt, zahlreiche Juden ermordet und über 26000 in KZs gebracht.

Was nun geschah, ist abenteuerlich und ein „Wunder“ zugleich. Die Ausreise (Emigration) aus Deutschland wurde insofern

extrem erschwert, als da eine „Judenvermögensabgabe“, eine „Auswanderungsabgabe“ und eine „Reichsfluchtsteuer“ bezahlt werden musste. Die Einreise in ein europäisches Land war im Laufe der Jahre 1933 – 1939 immer mehr eingeschränkt worden. Viele Staaten verlangten von dem Antragsteller einen Existenznachweis oder gaben nur eine Durchreiseerlaubnis. So auch Schweden. Nelly Sachs hatte gehofft, von Selma Lagerlöf Fürsprache erlangen zu können: zweimal hatte sie ihr geschrieben, im November 1938 und im Januar 1939, doch keine Antwort erhalten.

Nun machte sich die junge Freundin, Gudrun Harlan, mit einigen Adressen versehen, auf den Weg nach Schweden, im Sommer 1939. Der Krieg stand vor der Tür. Im zweiten Versuch gelang es ihr, zu der achtzigjährigen und kranken Dichterin vorgelassen zu werden und das helfende, schriftliche Wort zu erlangen: „Mårbacka, 19.7.1939. Es liegt mir daran daß Fräulein Nelly Sachs Aufnahme in Schweden findet. Selma Lagerlöf.“ Mit diesem Schreiben begab sie sich zu dem Bruder des schwedischen Königs, zu Eugen Bernadotte, von dem bekannt war, daß er sich seit 1933 für europäische Flüchtlinge sehr eingesetzt hatte. Ihn nannte Nelly Sachs später *unseren Lebensretter, der Malerprinz*. Gudrun Harlan erhielt von ihm eine Empfehlung an die Ausländerbehörde. Allein diese Behörde bestand - wie allgemein, so auch in diesem Fall - auf Bürgschaften (Affidavits) aus den USA, da das Land selbst, also Schweden, nur noch Durchreiseland sei. Auch müssten für die Zeit in Schweden monatlich 100 Kronen pro Person nachgewiesen werden. Der Staat gebe keinerlei Unterstützung und - groteskerweise - auch keine Arbeitserlaubnis! Gudrun Harlan kam nach Berlin zurück.

Der Krieg brach aus: September 1939 der Überfall auf Polen; April 1940 Überfall auf Dänemark und Norwegen; Anfang Mai

die Besetzung von Holland, Belgien, Luxemburg; am 10. Mai wurde die französische Grenze überschritten.

Als mit Hilfe der jüdischen Gemeinde in Stockholm und Vera Lachmanns in den USA die schwedischen Bedingungen erfüllt waren, erhielt Nelly Sachs den befürchteten Gestellungsbefehl für ein Arbeitslager. Das hätte für die im siebzigsten Lebensjahr stehende Mutter die Trennung und Einweisung nach Theresienstadt bedeutet.

Eine abermalige Nachfrage, in nun fürchterlicher Bedrängnis, bei der Schwedischen Botschaft erbrachte die notwendigen Papiere. Sie lagen dort seit 14 Tagen! Auf den Rat eines deutschen Beamten zerreißt Nelly Sachs den Gestellungsbefehl und fliegt, abermals auf dessen Rat, mit einer der letzten Passagier-Maschinen, gemeinsam mit ihrer Mutter, am 16. Mai 1940 von Berlin nach Stockholm.



Gerettet. In der Fremde. Der Anfang von Einsamkeit. Die vereehrte Dichterin nicht mehr erreichbar, sie war am 16. März 1940 gestorben.

Dennoch: Gerettet. Nelly Sachs wusste sich zu den Wenigen der Geretteten gehörend, und die lässt sie sprechen, als deren Dasein in den folgenden Jahren ihr bewusst wird.

CHOR DER GERETTETEN

[...]

Wir Geretteten

Bitten euch:

Zeigt uns langsam eure Sonne.

Führt uns von Stern zu Stern im Schritt.

Laßt uns das Leben leise wieder lernen.

*Es könnte sonst eines Vogels Lied,
Das Füllen des Eimers am Brunnen
Unseren schlecht versiegelten Schmerz aufbrechen
lassen.*

[...]

*Wir Geretteten,
Wir drücken eure Hand,
Wir erkennen euer Auge -
Aber zusammen hält uns nur noch der Abschied,
Der Abschied im Staub
Hält uns mit euch zusammen.*

Nelly Sachs ist noch ohne Namen. Ein Flüchtling aus Deutschland wie viele andere. Mit 10 Mark in der Handtasche betrat sie und ihre Mutter schwedischen Boden. Erst 1 1/2 Jahre später hat sie eine eigene winzige Wohnung, zur Hofseite, ohne Sonne, *in Dunkelheit und Kälte*, Bergsundsstrand 23. Ab August 1948 dort eine etwas größere zur See- und Sonnenseite; das Domizil von Nelly Sachs bis zu ihrem Tod 1970. Ihre wirtschaftliche Situation ist äußerst bedrückend. Hilfen, die ihr zukommen, decken nicht das Existenzminimum. So versucht sie sich in Übersetzungen, obwohl sie das Schwedische nicht beherrscht und auch da auf Beistand angewiesen ist: *Aus dem Kochtopf der Sprache, die wir unter Tränen erlernten, / Ernähren wir uns*. So heißt es im CHOR DER WANDERNDEN. Noch glaubt sie für *romantische Dinge Interesse* in schwedischen Zeitschriften zu entdecken und meint, von *Ludwig Tieck* und *Adalbert Stifter* sprechend, ihre einstigen *Legenden* und *Märchen* zur Übersetzung und Veröffentlichung anbieten zu können. Ein Ausflug nach Schloss Gripsholm hält sie in *Miniaturen* (1940) fest, lyrisch-idyllische Naturimpressionen.

Von Kurt Tucholsky, der diesen Ort in Deutschland bekannt gemacht hatte: „Schloß Gripsholm“ (1931), ist nicht die Rede; seine Welt war nicht die ihre gewesen.



Als von Nelly Sachs *zusammengestellt und übertragen* 1947 im Aufbau-Verlag Berlin der Band VON WELLE UND GRANIT *Querschnitt durch die schwedische Lyrik des 20. Jahrhunderts*, in einer Auflage von 10 Tsd. Exemplaren erscheint, da war das für deutsche Leser, 12 Jahre abgeschottet von zeitgenössischer Dichtung, ein Fenster in die Welt. Für die Nachdichterin selbst die Begegnung mit einer modernen poetischen Sprache, der sie in Deutschland vor und nach dem 1. Weltkrieg sich hätte aussetzen können, allein es nicht vermochte. Ein Satz in dem kleinen Vorwort fixiert ihr eingegrenztes Lyrik-Verständnis:

Die schwedische Lyrik erscheint mehr als Gedanken- und weniger als Gefühlslyrik wie beispielsweise die deutsche. Nelly Sachs im Bann der Romantik. Jetzt entdeckt sie bei der jüngsten Generation, der 1910/11 geborenen: Lindegren, Vennberg, Lagercrantz, die Tragik der Zeit und eine ganz eigene poetische Verfahrensweise, die ihr zur Aufgabe werden musste: Das Motiv wie einen Spiegel entzweischlagen, es dem Leser überlassend, aus seinen Scherben das Bild einer entwürdigten Menschheit wieder zusammenzusetzen. Es sind Worte, Wort-Motive, Motiv-Ketten, die von der Lesenden, der Übertragenden empfangen und ausgetragen werden in einen schließlich eigenen Gedicht-Corpus.: „Wunde; Asche; Staub; ewige Heimatlosigkeit; Wort, das in ihren Adern klopft; O Adernetz; Die Augen der Sterbenden; Eine heimliche Verwandtschaft / zwischen Ketzern und Großinquisitor...“

Nelly Sachs vernimmt, nun fern aller Gefühllichkeit und Stimmung, die Härte und Wahrhaftigkeit einer Welt-Ansicht,

die, je mehr an Einsichten sie gewinnt, die ihre werden musste. Sie nimmt jüngst Erschienenes zur Kenntnis, vorstellbar mit Erschrecken, über hier schon Gesagtes.

Erik Lindegren setzte seinem Gedichtband „Der Mann ohne Weg“ (1942) dieses Motto voran: „schattenlos schlingt sich der Irrtümer Weg auf / der Erde, die fremde Tiefe, betrachtet von der / Sonne asketischem Auge und der Horizonte / mitgeborener Blindheit.“ Und folgt man jenem Wort: *das Bild einer entwürdigten Menschheit wieder zusammensetzen*, dann ist das scheinbar Ewige die angeschaute Gegenwart.

Erik Lindegren [übertragen von Nelly Sachs]:

[...]

„nachdem wir verhext wurden und fortgeschleppt an
unserem Haar
wiedergesehen den Abgrund, den wir immer voraus-
gesehen

aber waren da die Toten stärker und die Demüti-
gungen
heilig mußten wieder die lebenden Hekatomben
geopfert werden

zu den getöteten Toten die gemordeten Toten
und der Verwundeten Gebrüll führt der Menschlichkeit
Sache

wenn auch keiner konnte ahnen der Schrecken
Alltäglichkeit
wie Daseinsgefühl erbrochen wurde in des Ekels
lähmenden Kalk

[...]

und eine Mundharmonika deutet die Götterdämmerung in Asche und Träumen um die Liebesflammen, wenn sie die Hölle verlöschen"

Es war die Begegnung mit einer aufstörenden Lyrik-Sprache - ein erweckendes Ereignis - , was Nelly Sachs den Weg bereitete zur großen Dichterin.

Ein zweites kam hinzu. Ihr langes und immer zweifelndes Suchen nach einer innersten Zugehörigkeit, nach einem metaphysischen Ort.

Elternhaus und Kindheit der einzigen Tochter, dem Deutschtum völlig angepasst, standen in ganz konventionellem Sinn den christlichen Festen näher als den jüdischen; besonders dem Weihnachtsfest mit *Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen* sowie *Träumen vom Paradies*. Nicht verwunderlich, dass Nelly Sachs von Jugend an „mit dem Gedanken spielte, sich taufen zu lassen“. Dazu kam es nicht, doch auch nicht zu dem Schritt in die Synagoge. Das christliche Mittelalter nimmt sie lange gefangen, wie auch die frommen deutschen Romantiker. Noch in Deutschland begegnet sie den Schriften des Mystikers Jakob Böhme, gest. 1624 in Görlitz, und den ostjüdischen Frommen, den Chassidim des 18. Jahrhunderts, in den Büchern Martin Bubers. Über die Jahre ringt sie um einen Glauben, jenseits des angebotenen:

...Der Unterschied zwischen fertiger Religion und einem in jeder Minute existentiell zu erleidenden Glauben - ist in Worten für Außenstehende gar nicht zu definieren nur die Tatsache ist festzustellen. Religiöse Bindung gibt ja gerade das gegenteilige Bild des Mystikers, der aus dem hiesigen ausbricht um am Meer zu trinken und nicht an Wasserleitungen.

Bestürzend in dieser Briefpassage sind die Worte von einem *existentiell zu erleidenden Glauben*. Angesichts des erlebten und angeschauten fürchterlichen Welt-Zustandes ist für Nelly Sachs die *fertige Religion*, drastisch verglichen mit einer künstlichen *Wasserleitung*, zu nichts mehr nütze. *Alle menschlichen Einrichtungen, auch die religiösen, haben sich so leer gelaufen, wir können doch nur noch erleben, erleiden, im Dunkel nehmen und weitergeben.* (21. 11. 47). Auch der *Glaube* ist ein *Leid*.

Es mag schwer sein, ihr zu folgen, nämlich dorthin, wo sie sich aufgehoben meint: im Universellen, Kosmischen, im Geheimnis, wie sie es vor allem in ihren szenischen Dichtungen immer wieder anging. *Horche nur in mich hinein*, gleich dem *Mystiker, der aus dem hiesigen ausbricht um am Meer zu trinken*. Solche Bild-Gebung speist sich aus einer verinnerlichten Frömmigkeit, wie deutsche Mystik sie seit dem Mittelalter zu einer Quelle dichterischen Sprechens hatte machen können.

Auch der Gott-Begriff - es ist letztlich der Gott der Juden - hebt sich ihr in dem Einen auf, den mit Namen zu nennen, man gar nicht wagt:

Ich entsinne mich eines Briefes, den Rilke an eine jüdische Dichterin schrieb, (Briefe aus Muzot) und darin es etwa so heißt: Warum beunruhigen Sie sich um Ihres Glaubens willen! Sie, die den Gott a priori im Blute tragen und nicht wie die anderen die Brücke 'Christi' benötigen ... Aber die Auffassung, dies aus der Geschichte Ausgetretenseins, nur dem Einen letzten Endes hingegen, sie ist von jeher auch die meine. (21. 11. 47. Die *jüdische Dichterin* ist Ilse Blumenthal-Weiß; der Rilke-Brief datiert vom 28. 12. 1921. H. N.)

Es ist für Nelly Sachs ein momentaner Halt, erinnert zu werden, daß sie, als *jüdische Dichterin*, doch in der Lage sein müsse,

ihren *Glauben im Blute* [zu] *tragen* [ohne jegliche Erfahrung, a priori]. Das enthebt sie der Geschichte, denn solcher *Glaube* ist aus ihr, der Geschichte, ausgetreten.

Und das wird ein drittes. Ihrer Gegenwart kann sie nicht ausweichen. Einst hatte sie sich *eine junge Deutsche* gewusst - so an Selma Lagerlöf 1921 - , nun weiß sie von dem in Vernichtung bedrohten jüdischen Volk, und sie muß, sie will ihm zugehörig sein. In ihren Gedichten wird es benannt: *das Volk; mein Volk; O mein Volk*. Einst hatte sie jene jüdische „Religion, die sie nur wenig und nur von ihrer orthodoxen Seite kannte ... immer kalt gelassen“, jetzt, nach entsetzensvollen Jahren, bekennt sie sich zu diesem Glauben:

All die Sehnsucht, die wie in der Zeit der Chassidim die jüdischen Menschen wieder zu ihrem Gott aufbrechen ließ, ist neu lebendig geworden bei den wenigen, die vielleicht dies Entsetzen überleben dürfen. (6.7.44)

Es war ein aufgezwungener und qualvoller Weg, den sie hatte gehen müssen. Über die Jahre. Bis man sie die „Dichterin jüdischen Schicksals“ hatte nennen wollen.

II. DAS UNVERGÄGLICHE GEDICHT

Diese Dichterin wurde sie und sie wird es bleiben: „Dichterin jüdischen Schicksals“, mit zwei Gedichtbänden: Dem 1947 im Aufbau-Verlag Berlin erschienenen Band *IN DEN WOHNUNGEN DES TODES* und dem 1949 im Bermann-Fischer Querido Verlag Amsterdam erschienenen Band *STERNVERDUNKELUNG*. Nelly

Sachs im sechsten Lebensjahrzehnt und jetzt mit einer ganz eigenen Stimme. Wer sich diesen WOHNUNGEN nähert, wer diesen DUNKLEN STERN erfährt, dem wird alles Vorangegangene unbedeutend, unglaublich erscheinen müssen. Nicht jene frühen dichterischen Versuche haben Nelly Sachs auf das Plateau großer Dichtung gehoben, vielmehr ihre Biographie und ihr gedankliches Ringen in dem *Leben unter Bedrohung* um ein Welt-Verstehen. Nelly Sachs war innerlich vorbereitet, als ihr dieser Ausbruch wortmächtiger Klage geschah. Dass sie diesen Gedichten nicht ein Ausweichen in eine assoziationsweite Metapher zulässt, sondern die Dinge und das Geschehen im nackten Namen erfasst, machte ihre Wirkung auf den Leser unausweichlich.

Selbst das von den Deutschen nichtbesetzte Ausland wusste von den Nazi-Verbrechen. Die schwedische Presse berichtete; Nelly Sachs muss es gelesen, muss davon gehört haben. Auch wenn sie zu der jüdischen Gemeinde in Stockholm wenig Kontakt hatte, dass deren Rabbiner in einem Bittgebet zum Jom Kippur im Oktober 1943 von dem Ausrottungskrieg Hitlers gesprochen, der Bücherverbrennung, der Zerstörung der Synagogen und der Vernichtung von Millionen europäischer Juden, das kann nicht an ihr vorbeigegangen sein. Jene Zeitungs-Berichte nannten das Unfassbare mit Namen: Die Krematorien der systematischen Vernichtungslager, aus deren Schloten Tag und Nacht Rauch aufstieg; Auschwitz, Maidanek, Treblinka; die Selektionsrampe, Ort der Trennung mit einem Fingerzeig in sofortigen oder in noch aufgeschobenen Tod; das Martyrium ganzer Familien: Kinder, Mütter, Väter, Greise; das Überlebende: Haare, Brillen, Prothesen, Schuhe, Koffer. Es werden das die Leitmotive ihrer Gedichte.

IN DEN WOHNUNGEN DES TODES; begonnen im Winter

1943/44; gewidmet: *Meinen toten Brüdern und Schwestern*;
geteilt in: *Dein Leib im Rauch durch die Luft. Gebete für den
toten Bräutigam. Grabschriften in die Luft geschrieben. Chöre
Nach der Mitternacht.*

Obwohl des Todes Gewicht auf allen Gedichten dieser Samm-
lung lastet - so sagt es der Titel, stellen die beiden Eingangs-
gedichte Pole dar: Tod u n d Leben. Gibt man dem ersten Ge-
dicht den Ort: Wohnung des Todes, so steht über dem zweiten:
An Euch, die das neue Haus bauen, der Ort, der nicht benannt
ist, doch Palästina meint, das ersehnte neue Israel.

1. *O DIE SCHORNSTEINE*

Auf den sinnreich erdachten Wohnungen des Todes

[...]

O ihr Finger,

Die Eingangsschwelle legend

Wie ein Messer zwischen Leben und Tod

O ihr Schornsteine,

O ihr Finger,

Und Israels Leib durch die Luft

2. *WENN DU dir deine Wände neu aufrichtest -*

Deinen Herd, Schlafstatt, Tisch und Stuhl -

Hänge nicht deine Tränen um sie, die dahingegangen,

Die nicht mehr mit dir wohnen werden.

[...]

Baue, wenn die Stundenuhr rieselt,

Aber weine nicht die Minuten fort

Mit dem Staub zusammen,

Der das Licht verdeckt.

Wenn dieses Klage-Gedicht auch seinen Ausgang im Gegenwärtigen nimmt, das wie ein endgültiges Ende des jüdischen Volkes scheint, Vernichtung durch Auschwitz, so weitet Nelly Sachs ihren Blick auf dieses Gottes-Volkes lange Geschichte, die aus Selbst-Bestimmung, Vertreibung, Gefangenschaft, Selbst-Befreiung, Zerstreuung, Verfolgung in immerwährendem Leid und immerwährendem Glauben bestand. Eine Hoffnung zu begründen, geht sie bis an einen äußersten Rand des Wirklichen, man muss sagen: bis an den Rand des Kosmisch-Wirklichen. *Ich weiß, daß meine Worte oft dort stehen, wo der Strand zu Ende ist und das Ungesicherte beginnt; aber steht Israel nicht jetzt und immer dort?* (24. 11. 48) Wir fänden damit Anschauung für eine mystische Sehweise, die im Geheimnis ruht.

Die zuletzt zitierte Strophe birgt ein Schlüssel-Wort des Welt-Anschauens von Nelly Sachs:

*Baue, wenn die Stundenuhr rieselt,
Aber weine nicht die Minuten fort
Mit dem Staub zusammen,
Der das Licht verdeckt.*

Es ist das Wort *Staub*; Ort alles Vergänglichen; Ort der Wiedergeburt, denn alles geht aus ihm hervor. Das Weinen könnte den *Staub* verschwinden machen, doch er ist es, der das kommende *Licht verdeckt*. Die Dichterin verliert sich nicht im *Ungesicherten*; das sichtbar Gegenwärtige ist zu nahe; dies wird der Ur-Impuls ihres Lebens und Dichtens bleiben.

Da baut sich ein Spannungsbogen auf zwischen Ewigem und Heutigem, der allerdings nur ein scheinbarer Halt ist. Wir finden keine Antwort auf die Frage:

WELCHE GEHEIMEN WÜNSCHE *des Blutes,*
Träume des Wahnes und tausendfach
Gemordetes Erdreich
Ließen den schrecklichen Marionettenspieler entstehen?

Es ist ihre Frage nach dem Phänomen „Hitler“, dem *schrecklichen Marionettenspieler*, nach ewiger Vor- und gefürchteter Nach-Geschichte. Nelly Sachs nennt den Namen *Hiroshima*. Ist der *Staub* ein immer wiederkehrendes Schlüsselwort, so das Wort *Sand* ein korrespondierendes. Es bindet sich vielfach an eines der DINGE, die in der Leid-Geschichte des Volkes Israel zum für die Dichterin einfachsten Symbol geworden: den *Schuh*; den Schuh der Wandernden, den vor dem Tod geraubten Schuh:

WER ABER *leerte den Sand aus euren Schuhen,*
Als ihr zum Sterben aufstehen mußtet?
Den Sand, den Israel heimholte,
Seinen Wandersand?
Brennenden Sinaisand,
[...]
O ihr Finger,
Die ihr den Sand aus Totenschuhen leertet,
Morgen schon werdet ihr Staub sein
In den Schuhen Kommender.

Daß bestimmte Bilder, Motive, Ideen eines zeitgeschichtlich begrenzten Raumes aufeinander einwirken, ist seit eh und je zu beobachten. Auch der Raum der Literatur stellt ein Geflecht dar, das dem Betrachter ein Wieder-Erkennen ermöglicht. Nelly Sachs muss das Gedicht „Die Fahrende“ von Gertrud

Kolmar gekannt haben. Hatte sie von ihr doch als von *einer der wohl größten Lyrikerinnen* gesprochen und bei ihr *Visionen über alle Grenzen hinaus* gesehen. Das Gedicht war zuletzt in dem Band „Die Frau und die Tiere“ enthalten gewesen, der im Sommer 1938 in Berlin erschienen, nach dem November-Pogrom eingestampft. *Visionär* war dieses Gedicht insofern, als es ahnungsvoll das eigene und das allgemeine jüdische Schicksal vorwegnahm. (1929 erstpubliziert!)

Die gedanklich in die Welt „Fahrende“ verharret schließlich im beengten Ort und weiß vom Nichts des Künftigen:

„Irgendwann wird es Zeit, still am Weiser zu stehen,
Schmalen Vorrat zu sichten, zögernd heimzugehen,
Nichts als Sand in den Schuhen Kommender zu sein.“

Fünfzehn Jahre später ist aus dieser *Vision* der Kolmar eine tausendfach mörderische Realität geworden, das Motiv der *Schuhe* und des *Sandes* pervertiert in die Überbleibsel menschlichen Daseins. Aufgehoben in den **WOHNUNGEN DES TODES**, ist das die zwanghafte, also legitime Abwandlung eines vorgegebenen Motivs.

Als das Konzentrationslager Auschwitz am 27. Januar 1945 von der Roten Armee erreicht wurde, schrieb Konstantin Simonow: „... Diese einige Dutzend Meter lange und breite Baracke ist in ihrer ganzen Ausdehnung und in einer Höhe von über zwei Metern angefüllt mit der Fußbekleidung jener Menschen, die hier im Laufe von drei Jahren umgebracht wurden... Zehntausende Paar Kinderschuhe, Sandalen, Halbschuhe und Schühchen für Zehnjährige, Achtjährige, Sechsjährige und Einjährige. Man kann sich kaum etwas Grauenhafteres vorstellen als dieses Bild...“

Nelly Sachs hat dies nicht gesehen. Die Fotos davon kamen erst später in die Welt. Doch die dichterische Einbildungskraft erreichte den Ort; wohl bestürzender noch als jener Text. In dem CHOR DER VERLASSENEN DINGE geht die Anrufung zu einem *Krug im Schutt*, zu einem *Halbverbrannten Licht* und zu einem Allein-Geblienen:

EIN SCHUH

*Verlornes Menschenmaß; ich bin die Einsamkeit
Die ihr Geschwister sucht auf dieser Welt -
O Israel, von deiner Füße Leid
Bin ich ein Echo, das zum Himmel gellt.*

Der zweite Teil des Gedichtbandes trägt die Überschrift *Gebete für den toten Bräutigam*. Dieser Teil scheint persönlichem Leid am nächsten, spricht er doch vom Verlust des geliebtesten Menschen durch brutale Gewalt der Herrscher jener WOHNUNGEN. Nelly Sachs wusste von seinem *Märtyrertod* im Moment ihrer Flucht aus Deutschland am 16. Mai 1940.

*DIE KERZE, die ich für dich entzündet habe,
Spricht mit der Luft der Flammensprache Beben,
Und Wasser tropft vom Auge; aus dem Grabe
Dein Staub vernehmlich ruft zum ewgen Leben.*

*O hoher Treffpunkt in der Armut Zimmer.
Wenn ich nur wüßte, was die Elemente meinen;
Sie deuten dich, denn alles deutet immer
Auf dich; ich kann nichts tun als weinen.*

Solch individuelles Leid-Geständnis bedrängt den Leser auf andere Weise als seine Teilhabe am Leid-Schicksal Israels ihn in dem Abschnitt *Dein Leib im Rauch durch die Luft* erschüttert hatte. Allerdings wollte Nelly Sachs gerade diese Gedichte nicht von ihrer Biographie abgeleitet wissen. Sie sollte unwichtig bleiben, ihr Persönlichstes, ihr *Schicksal* und *Geheimnis*. Insofern kann man sie als die immerwährende Klage eines Menschen um den Verlust eines ihm gewaltsam Entrissenen lesen.

*QUAL, Zeitmesser eines fremden Sterns,
Jede Minute mit anderem Dunkel färbend -
Qual deiner erbrochenen Tür,
Deines erbrochenen Schlafes,
Deiner fortgehenden Schritte,
Die das letzte Leben hinzählten,
Deiner zertretenen Schritte,
Deiner schleifenden Schritte,
Bis sie aufhörten Schritte zu sein für mein Ohr.
Qual um das Ende deiner Schritte
Vor einem Gitter,
Dahinter die Flur unserer Sehnsucht zu wogen begann -
O Zeit, die nur nach Sterben rechnet,
Wie leicht wird Tod nach dieser langen Übung sein.*

Der dritte Teil versammelt 13 *Grabschriften in die Luft geschrieben*. Sie stiften ein Andenken jenen, die kein Grab in der Erde gefunden. Die Initialen hinter den Überschriften verweisen auf Personen, die Nelly Sachs gekannt, die ihr nahegestanden, von denen sie gewusst und von deren Tod sie 1942/43 erfahren hatte. Der gleichaltrigen Jugendfreundin Dora Jablonski, verhei-

ratete Horwitz, die im Tanz Lebensfüllung gesucht, widmet sie diese Stele:

DIE TÄNZERIN [D.H.]

DEINE FÜSSE *wußten wenig von der Erde,*

Sie wanderten auf einer Sarabande

Bis zum Rande -

Denn Sehnsucht war deine Gebärde.

Wo du schließt, da schief ein Schmetterling

Der Verwandlung sichtbarstes Zeichen,

Wie bald solltest du ihn erreichen -

Raupe und Puppe und schon ein Ding

In Gottes Hand

Licht wird aus Sand.

Mit ihrem Mann, dem Spinoza-Forscher Hugo Horwitz, war sie 1942 deportiert und umgekommen. Dem Gläubigen ist *Verwandlung* ein Trost, eine Gewissheit. Der *Schmetterling* wird bis in die Spätzeit Nelly Sachs dafür ein Symbol bleiben.

Die Überschriften mit den Initialen künden Einzelschicksale an: DER HAUSIERER [G.F.], DER RUHELOSE [K.F.], DIE MALERIN [M.Z.], DER STEINSAMMLER [E.C.], DIE ALLES VERGESSENDE [A.R.], und doch sind sie mit dem ihnen zugefügten gewaltsamen Ende einverwoben in das jüdische Schicksal aller.

Der die Sammlung abschließende vierte Teil ist überschrieben CHÖRE NACH DER MITTERNACHT. Nach dem eingengten Blick auf das *Martyrium* dieses Einzelnen, des *Bräutigams*, und den *Grabschriften* für jene Einzelnen, die dem Vergessen Anheimgegebenen, - beides noch eher einer konventionellen Dichter-

Sprache gebunden - wendet Nelly Sachs sich denen zu, die in CHÖREN sprechen: den *Wandernden*, den *Waisen*, den *Schatten*, den *Tröstern*, den *Ungeborenen*, den *Toten*, den *Geretteten*, und sie schließt die *Verlassenen* und *Unsichtbaren Dinge* ein, selbst die *Bäume*, die *Steine*, die *Wolken* und die *Sterne*. Was man hier liest und hört, ist nicht der Menschheit „universaler Entsetzensschrei“, von dem Bertolt Brecht nach Hiroshima gesprochen hatte, so doch der singuläre einer Dichterin. Es ist der Schrei, den die Dichterin atemlos, ohne abzusetzen, fast ohne Interpunktion, reimlos, in freien Rhythmen und harter Bildsprache an die *Klagemauer Nacht* wirft. *Ein Altar ... aus Steinen, also Worten keine zugehauenen*. Und es ist nicht Überhebung, wollte sie Hilfe anrufen und sich dann doch allein dem Auftrag stellen: *Ein Dante, ein Shakespeare wäre notwendig, der Menschheit diesen Abgrund zu zeigen, aber so muß es eine schwache Frau tun*. (18.5.46) Und abermals, sich zurücknehmend, sagte sie: *Daß ich dies alles schrieb, ist vollkommen nebensächlich, die Stimme des jüdischen Volkes spricht und weiter nichts*. (Ebd.)

Aus solcher Identifikation glaubt Nelly Sachs „glauben“ zu können.

Sie schreibt an den protestantischen Pfarrer und Schriftsteller Albrecht Goes:

Ich „glaube“ bis in alle Qualen, Schuldbewußtsein in allem und an allem. Und so ist alles, was ich schreiben muß, wie Atmen. Ich müßte ersticken, täte ich es nicht ... das große Geheimnis, dem man sich überlassen muß, auch wenn es kommt, das Furchtbare, Ertrinken, das aber doch nur scheinbar ist, denn ich g l a u b e -
(16.7.51)

*Im Geheimnis eines Seufzers
Kann das ungesungene Lied des Friedens keimen.*

*Klagemauer Nacht,
Von dem Blitze eines Gebetes kannst du zertrümmert
werden*

*Und alle, die Gott verschlafen haben
Wachen hinter deinen stürzenden Mauern*

Zu ihm auf.

(CHOR DER UNSICHTBAREN DINGE)

Was einmal war, nun Wirklichkeit wurde, wird bis ins Heute
sein:

WIR WANDERND

*Unsere Wege ziehen wir als Gepäck hinter uns her -
Mit einem Fetzen des Landes darin wir Rast hielten
Sind wir bekleidet -*

[...]

*Unser Tod wird wie eine Schwelle liegen
Vor euren verschlossenen Türen!*

Der CHOR DER SCHATTEN spricht die Licht-Spenderin an, in
zweifacher, berührender Bitte:

Goldene Amme, die du uns nährst

[...]

Wende ab o Sonne dein Angesicht

Auf daß auch wir versinken -

Oder laß uns spiegeln eines Kindes jauchzend

Erhobene Finger

*Und einer Libelle leichtes Glück
Über dem Brunnenrand.*

Die inständige Frage im CHOR DER STERNE ist: Wann wird die Erde sehend sein?

*WIR STERNE, wir Sterne
Wir wandernder, glänzender, singender Staub -
Unsere Schwester die Erde ist die Blinde geworden
Unter den Leuchtbildern des Himmels
[...]
Mörderhände gaben Israel einen Spiegel
Darin es sterbend sein Sterben erblickte -

Erde, o Erde
Stern aller Sterne
Einmal wird ein Sternbild Spiegel heißen.
Dann o Blinde wirst du wieder sehen!*

Auch wenn da ein CHOR DER TRÖSTER sich sammelt: In diesem Moment steht dem entgegen: *Wer von uns darf trösten?*

*In der Tiefe des Hohlwegs
Zwischen Gestern und Morgen
Steht der Cherub
Mahlt mit seinen Flügeln die Blitze der Trauer
Seine Hände aber halten die Felsen auseinander
Von Gestern und Morgen
Wie die Ränder einer Wunde
Die offenbleiben soll
Die noch nicht heilen darf*

*Nicht einschlafen lassen die Blitze der Trauer
Das Feld des Vergessens.*

Das letzte Wort - *Vergessen* - mutet wie eine Vorahnung von Künftigem an und will doch nichts anderes sein als ein Hilferuf; auch für eine lebbare Zukunft aller.

Die Gedichte kennen keinen Hass. Nelly Sachs war jetzt und auch später zu solch einer Haltung unfähig. Es sind Gedichte einer universellen Klage, gerichtet in eine *Landschaft aus Schreien*.

Das den Band abschließende Gedicht, STIMME DES HEILIGEN LANDES, ist wie eine Botschaft an ein kommendes Israel: Erinnern an seine Herkunft und an ein erhofftes Anders-Sein als alle Vergangenheit. Sehnsuchts-Traum einer Dichterin.

*Leget auf den Acker die Waffen der Rache
Damit sie leise werden -
Denn auch Eisen und Korn sind Geschwister
Im Schoße der Erde -*

[...]

*Das Kind im Schläfe gemordet
Steht auf, biegt den Baum der Jahrtausende hinab
Und heftet den weißen, atmenden Stern
Der einmal Israel hieß
An seine Krone.
Schnelle zurück, spricht es
Dorthin, wo Tränen Ewigkeit bedeuten.*

Zwei Versuche, Teile der Gedicht-Sammlung zur Veröffentlichung zu bringen, scheiterten: In Schweden, in der Schweiz. Als der Schauspieler und Publizist Curt Trepte, nach Etappen der Emigration Paris, Moskau, seit 1938 Schweden, im Mai 1946

nach Ost-Berlin zurückkehrte, nahm er das Manuskript: *Dein Leib im Rauch durch die Luft und Gebete für den toten Bräutigam* in seinem Gepäck mit. Im Sommer ergänzte Nelly Sachs den Torso durch die Teile *Grabschriften in die Luft geschrieben* und *Chöre Nach der Mitternacht*.

Der Aufbau-Verlag Berlin schlug den Titel *IN DEN WOHNUNGEN DES TODES* vor. Auf Veranlassung von Johannes R. Becher, *des Präsidenten des Deutschen Kulturbundes*, wurde der Band angenommen. Er erschien in „einer beispiellos hohen Auflage“ von 20 Tsd. Exemplaren. Beigegeben waren den Gedichten 11 graphische Blätter eindringlichen Schreckens von Rudi Stern. Nelly Sachs war zum ersten Mal glücklich. Sie dankte nach Unterzeichnung des Vertrages Curt Trepte: *Jedenfalls ist es für mich eine unendliche Freude, daß die Gedichte dort sprechen dürfen, wo das Leid seinen Anfang nahm.* (10. 10. 46)

Für einen Moment schien es, als würden *die Gedichte* nun *dort sprechen*, im Jahr 1947, in der deutschen Öffentlichkeit, *wo das Leid seinen Anfang nahm*. In Rezensionen konnte man von einer „aufrüttelnden, läuternden Wirkung“ lesen, von der „Kraft ihrer unmittelbaren, eindringlichen Sprache, die an alttestamentarische Dichtung gemahnt“; aber auch von einer Überwältigung, die in die quälende Frage mündete: „Welches Wort aber vermöchte den auf das entsetzlichste kollektivierten Tod unserer Tage sagbar und deutbar zu machen, der zum Schicksal eines ganzen Volkes geworden ist? Wir Zeugen dieses unbegreiflichen Geschehens, die der Gewissensqual und Erschütterung nicht ausweichen können, fragen uns dies, und es ekelt uns vor all dem wiederaufquellenden Geschwätz, in dem nur allzu wenige Töne echter Klage, Ergriffenheit und Weisung hörbar werden.“ Selbst dergleichen wurde festgestellt: „Gott selber muß der Verfasserin den Griffel geführt haben, auf daß sie Zeugnis

ablege für ihr Volk". Doch schon zwei Jahre später, 1949, als Nelly Sachs' zweiter Gedichtband STERNVERDUNKELUNG erschien, war das Interesse an solcher Art des Erinnerns erlahmt. Kaum gekauft, musste der Rest der Auflage, erschienen bei Bermann Fischer, Querido Verlag Amsterdam, eingestampft werden. In der Bundesrepublik Deutschland setzte das ein, was man später den „totalen Verdrängungsprozess“, „das kollektive Vergessen“ genannt hatte.

Ralph Giordano sprach 1987, auf die Jahre nach 1945 zurückschauend, von der „Zweiten Schuld“ und deshalb im Untertitel seines Buches „Von der Last Deutscher zu sein“.

Nelly Sachs hatte gehofft, *eine Heimat für ihre Gedichte gefunden zu haben*, und sie schrieb an Erich Wendt, den Leiter des Aufbau-Verlags: *mein Buch ... soll doch grade in Deutschland Früchte tragen, um den immer Abgewandten das enthüllte Leidensantlitz Israels zu zeigen. Ich bin so traurig, zu hören, daß man immer wieder, auch nach einem solchen Martyrium, den Haß gegen dieses heimatlose und hilflose Volk auflodern läßt.* (17.10.47)

So war sie tief erschrocken zu erfahren, dass der Redakteur der „Jüdischen Rundschau“ in Marburg a. d. Lahn, Israel Blumenfeld, *verzweifelt über den zunehmenden Antisemitismus in Deutschland ernstlich erwägt, nach Palästina zu gehen.* (18.1.48) Dabei wusste sie, auf welchem Pulverfass der Staat Israel im Begriff war, sich zu konstituieren, in *gesteigerte(m) Nationalismus, hervorgerufen durch die maßlosen Leiden.* (ebd.) - Und doch eine Hoffnung.

Immer waren es die Dichter gewesen, die, über die erlebte Wirklichkeit hinaus, Bilder einer Welt entwarfen, die, wie sie glaubten, auf Dauer lebbar wäre. Inmitten der Schrecknisse des Krieges, des millionenfachen Mordens, des apokalyptischen

Trümmerfeldes, das am Ende Europa bedecken würde, bildete sich ein Motiv der Dichtung Nelly Sachs' heraus, das ihr ganz eigen wurde und das ihr blieb. Es taucht zum ersten Mal in der Erinnerung von Max Tau auf, der 1938 emigriert, zunächst nach Norwegen, seit 1942 als Schriftsteller und Verlagsleiter in Stockholm lebte und Nelly Sachs 1943 kennenlernte:

„Ich saß in meinem Büro. Da öffnete sich die Tür, und eine Frau trat herein, die ihrer Gestalt und ihrem bescheidenen Wesen nach so gar nicht in unsere Zeit paßte. Sie strahlte eine Wärme aus, die mich sofort gefangennahm. Aber mir war es, als trüge sie alles Leid dieser Welt ... Der erste Satz, den ich von ihr vernahm, war: Wir müssen dafür sorgen, daß die Verfolgten nicht zu Verfolgern werden... Vor dem Abschied bat ich sie, ihren Namen und ihre Adresse aufzuschreiben. Sie zog ganz bescheiden ein paar lose Blätter hervor, die sie mit einer Sicherheitsnadel zusammengeheftet hatte. Als ich sie hinausbegleitet hatte, überfiel mich plötzlich Angst - ich hätte sie begleiten sollen, wie wird sie über die Straße kommen, hoffentlich wird ihr nichts geschehen! Dann sah ich auf die Blätter. Ich las den Titel *In den Wohnungen des Todes. Meinen toten Brüdern und Schwestern*. Und als ich das erste Gedicht las, erbebt ich...” (Hervorhebung H. N.)

Da ahnt ein Mensch, da ahnt eine Dichterin, des Hassens unfähig, was geschehen wird: Die jetzt *Verfolgten* werden bald selbst zu *Verfolgern* werden. Das ewige Muster wird sich wiederholen, der Teufelskreis wird nicht zu durchbrechen sein - *Jäger und Gejagte*, wie sie weiß, werden immer wieder ihre Rolle tauschen. Sie kann nicht anders, als das zu sagen und dagegen anzuschreiben, mit dem hilfeschreitenden Satz: *Wir müssen dafür sorgen...*

Eines der bedrängendsten Gedichte in STERNVERDUNKELUNG ist überschrieben: *Auf dass die Verfolgten nicht Verfolger werden*. Als das Gedicht erschien, war etwas geschehen, was ihre Vorahnung bestätigte und noch übertraf. Folke Graf Bernadotte, Neffe des Schwedischen Königs, Präsident des Schwedischen Roten Kreuzes, hatte als UN-Beauftragter zwischen Arabern und Israelis zu vermitteln versucht und war am 17.9.1948 von jüdischen Terroristen in Jerusalem ermordet worden:

Wie soll man es ertragen, das Einzige, was wir besessen haben, die Reinheit der Verfolgten, verloren zu haben, um selbst Verfolger zu werden... (21.9.48)

und: *Wir waren hier so verzweifelt wegen Bernadotte. Inder und Juden, die beiden Völker, die vor allem durch geheimes Gesetz gebunden jeden Mord ablehnen, haben dieses Jahr beide dagegen verstoßen. [Am 30.1.1948 war Mahatma Gandhi in Delhi von einem hinduistischen Fanatiker ermordet worden. H.N.] Man kann nur bitten und flehen, daß die Verfolgten niemals Verfolger werden. (9.10.48)*

Wie tief sich dieses Motiv in die Dichterin eingesenkt hatte - *niemals Verfolger werden* - , mag man noch daran erkennen, dass selbst in dem Moment, als Israels Höchstes Gericht, Adolf Eichmann, „die schrecklichste Figur des NS-Rassenwahns“, am 11.12.1961 zum Tode verurteilte, und Nelly Sachs sich mit einem Gnadengesuch an Ministerpräsident David Ben Gurion wandte: *Lassen Sie kein Todesurteil gegen Eichmann ergehen - auch in Deutschland gab es die Gerechten - um ihretwillen sei es Gnadenzeit. (27.3.62)* Das Schreiben blieb ohne Antwort. Ein Briefsatz an schwedische Freunde verweist auf ihre seelische Verstörtheit angesichts der vollzogenen Hinrichtung: *Ich bitte*

Euch um Eines: Es können doch nicht alles blutdürstige Rächer für Eichmann gewesen sein, die den Tag rot machten und vorher und nachher ... (23.6.62)

Doch müsste humanes Denken, um seines Selbst-Erhalts willen, sich nicht eine Grenze setzen dort, wo Schuld maßlos geworden? Die Opfer waren gezählt, die Überlebenden waren gezeichnet, die Vergangenheit war noch nah. War solche Konsequenz nicht notwendig?

Es muss an dieser Stelle hinzugefügt werden, dass Nelly Sachs nicht die Einzige war, die sich mit einem Gnadengesuch nach Jerusalem gewandt hatte. Es kam dies doch aus ihrem dichterischen Welt-Verständnis. Israels Präsident, Itzhak Ben-Zvi, erhielt Hunderte von Briefen und Telegrammen aus aller Welt, selbst von repräsentativen Juden aus Amerika und von Professoren der Hebräischen Universität Jerusalem, mit Martin Buber an der Spitze, diese „symbolische“, doch eben faktische Hinrichtung, nicht zu vollziehen. Der Präsident lehnte ab, und am selben Tag, am 31. 5. 1962, erfolgte die Hinrichtung.

Der zweite Gedichtband von Nelly Sachs schloss an den ersten an: STERNVERDUNKELUNG; entstanden in den Jahren 1944 – 1947, geteilt in 1. *Und reißend ist die Zeit* 2. *Die Muschel saust* 3. *Überlebende* 4. *Land Israel* 5. *Im Geheimnis*.

Gottfried Bermann-Fischer - 1948 in Stockholm weilend - nahm den Band in seinen Amsterdamer Exilverlag auf. Dort erschien er 1949. Dass er weder in Ost- noch in West-Deutschland herauskam, hing schon mit dem „Kalten Krieg“ zusammen. Nelly Sachs glaubte sich selbst von schwedischer Seite beargwöhnt, gar kommunistischer Sympathien verdächtig. Denn als sie 1952 zum zweiten Mal um die Schwedische Staatsbürgerschaft ersucht hatte und ungewiss war, ob sie ihrer würdig erachtet - obwohl sie gewichtige Fürsprecher hatte -, schrieb sie:

Es wäre doch einfach gar nicht zu glauben, daß mein unmittelbar nach dem Friedensschluß angenommenes Manuskript Gedichte über meines Volkes Martyrium im Aufbau-Verlag und die schwedische Lyrikanthologie 'Von Welle und Granit' damit in Zusammenhang gebracht würden. Damals waren die nachher getrennten Völker doch noch Verbündete...

(22.4.52)

1950 waren auch noch zwei ihrer Gedichte aus dem unmittelbaren Umkreis von STERNVERDUNKELUNG, *Völker der Erde* und *Wenn im Vorsommer*, in der DDR-Zeitschrift „Sinn und Form“ erschienen, und Peter Huchel, Chefredakteur der Zeitschrift, hatte sie für den „Heinrich-Heine-Preis“ vorgeschlagen.

Doch am 24.4.1952, nach zwölf Jahren Anwesenheit im Lande, erhielt Nelly Sachs endlich die Schwedische Staatsbürgerschaft.

Hatten wir anlässlich der Entstehung des ersten Gedichtbandes von einem Ausbruch wortmächtiger Klage, der der Dichterin geschah, gesprochen, so wissen wir nun aus ihren Briefen über das Entstehen ihres zweiten Gedichtbandes von der großen Bewusstheit, mit der sie sich dem unendlich Schwierigen: der Wort-Gebung des *Unsäglichen* im Gedicht zu nähern versuchte: *nichts reicht mehr zu, kein Wort, kein Stab, kein Ton - (schon darum sind alle Vergleiche überholt) ... der Äon der Schmerzen darf nicht mehr gesagt, gedacht, er muß durchlitten werden...*

(27.10.47). Es sind die lebendigen, die überlebenden Zeugen des Martyriums, die Nelly Sachs an dem *Äon der Schmerzen* teilhaben und ihn für alle in das Gedicht einbringen lassen. Ein Jahr später, die Gedicht-Sammlung war abgeschlossen, benennt sie:

Ein junges Ehepaar aus Polen, die im Konzentrationslager beide waren ... berichten von den Martern ihrer ermordeten Familien und Kinder ... so, daß man nur noch die Augen schließen möchte, da man den Absturz dieses Sterns nicht aufhalten kann. Ich habe versucht, in meiner neuen Gedichtsammlung diese apokalyptische Zeit zu fangen, aber auch die ewigen Geheimnisse dahinter schimmern zu lassen. Unsere Zeit, so schlimm sie ist, muß doch wie alle Zeiten in der Vergangenheit in der Kunst ihren Ausdruck finden, es muß mit allen neuen Mitteln gewagt werden... (9.10.48)

Das *Dunkel* dieses *Sterns* ist das Dunkel dieser Erde. Fast jedes Gedicht der Sammlung ist davon besetzt: *den Absturz dieses Sterns nicht aufzuhalten* zu können. Dabei schien die ERDE einst das *Lieblingskind* der *Sonne* gewesen. Wer *die Augen schließen* kann, entgeht der *apokalyptischen Zeit* für einen Moment, doch der Augenblick des Erwachens konfrontiert ihn wieder mit ihr. Diese Pole der *reißenden Zeit* sind in dem ersten Gedicht *gefangen*.

WENN WIE RAUCH *der Schlaf einzieht in den Leib,*
und wie ein erloschenes Gestirn, das anderswo entzündet
wird,
der Mensch zu Grunde fährt,
steht der Streit still ...
[...]
Wenn wie Rauch der Schlaf auszieht aus dem Leib,
und der Mensch geheimnisgesättigt
die abgetriebene Mähre des Streites
aus dem Stalle treibt,
beginnt die feuerschnaubende Verbindung aufs neue

*und der Tod erwacht in jeder Maienknospe
und das Kind küßt den Stein
in der Sternverdunkelung.*

Der ewigwährende *Streit* - Wort für alles Furchtbare, was Menschen dem Menschen angetan und antun - hat für die Dichterin einen nicht mehr rücknehmbaren Grad erreicht: Die STERNVERDUNKELUNG; bildhaft gemacht in zwei ungeheuerlichen Verkehren: in der Natur und im Menschen: *der Tod erwacht in jeder Maienknospe* und *das Kind küßt einen Stein*. Eines, freilich undeutbar - noch oder überhaupt? -, haftet sich dem Menschen an: Er ist *geheimnisgesättigt*. Und so sieht Nelly Sachs in aller Verzweiflung, ja Hoffnungslosigkeit ihre Aufgabe auch darin, *die ewigen Geheimnisse dahinter schimmern zu lassen*. Dies erst macht sie zu einer unverwechselbaren Dichterin; erhebt sie allerdings gelegentlich der Bedingtheit des Menschen in seinem geschichtlichen Raum. Sind nicht das immer wieder die ergreifenden *Geheimnisse* des Daseins: die Kinder, die Liebenden?

[...]
*Aber immer noch spielen die Kinder im Sande,
formen üabend ein Neues aus der Nacht heraus
denn warm sind sie noch von der Verwandlung.*

ENGEL DER BITTENDEN

*segne den Sand,
laß ihn die Sprache der Sehnsucht verstehen,
daraus ein Neues wachsen will aus Kinderhand,
immer ein Neues!*

und:

*Geschirmt sind die Liebenden
unter dem zugemauerten Himmel.
Ein geheimes Element schafft ihnen Atem
und sie tragen die Steine in die Segnung
und alles was wächst
hat nur noch eine Heimat bei ihnen.*

Die ewigen Geheimnisse kommen für Nelly Sachs von weit her. Zwar berühren sie den gegenwärtigen Menschen; allein: nur ihrem Ursprung nachzufragen, brächte ein Haltbares in unser Dasein. DIE MUSCHEL SAUST heißt die zweite Teil-Überschrift des Zyklus'. Dies ist ein poetisches, assoziationsoffenes Bild. Wer kennt nicht das ungläubige Staunen über ein Meeres-Rauschen, das die ans Ohr gehaltene Muschel in sich birgt? Von woher und von wann? Der Dichterin legitim, dies als Ort des Erinnerns und der Geheimnisse zu deuten.

Sie findet alle Zeit und alles Geschehen schon in den großen Gestalten Israels vorgegeben: Abraham, Jakob, Hiob, Daniel, Saul; gleichsam ein Adernetz allen Lebens.

Hervorgerufen sind sie ... durch die Sehnsucht, die ewige große Linie meines Volkes, wie sie sich in dem für die ganze Menschheit so wesentlichen Vorgelebt-sein der sich immer wiederholenden Erlebnisse in den Erstlingen des Judentums zeigen, aufs neue aufzuweisen.

(13.7.47)

In dem Ahnherrn Israels, in ABRAHAM, sammelte sich wie in einem Ur-Quell all das Geheimnis-Verhaftete, was wohl einen Namen hat, doch unbegreiflich geblieben ist:

O DU

*aus dem mondversiegelten Ur,
das du im Sande der abtropfenden Sintfluthügel
die sausende Muschel
des Gottgeheimnisses fandest -*

...

den Äon des lebenden Lebens

*die Sehnsucht an den Horizont der unsichtbaren
Himmel heftete*

die Beete der Träume bereitete

...

das Schmetterlingswort Seele

O ABRAHAM

*die Uhren aller Zeiten,
die sonnen- und monddurchleuchteten
hast du auf Ewigkeit gestellt.*

(Hervorhebungen H.N.)

Die Gestalt des alttestamentarischen HIOB , Inbegriff unerklär-
baren Leidens, scheint eine Vor-Zeichnung des millionenfachen
Leidens in diesem letzten Jahrhundert geworden zu sein. Die
das aufschreibt, weiß sich eingeschlossen, ist ihm, Hiob, nahe:

O du Windrose der Qualen!

Von Urzeitstürmen

*in immer andere Richtungen der Unwetter gerissen;
noch dein Süden heißt „Einsamkeit“.*

Wo du stehst, ist der Nabel der Schmerzen.

[...]

*Deine Stimme ist stumm geworden,
denn sie hat zuviel „Warum“ gefragt
[...]*

Die Zeitlosigkeit, die diesen Gedichten eignet, ist jedoch nur scheinbar. Sie alle wären nicht entstanden ohne die schreckliche Bedrängnis, mündend in den Holocaust, des nahe zurückliegenden Jahrzwölft. Der Aufschrei aus der Gegenwart bleibt ohne Antwort im Fragezeichen stecken:

*Warum die schwarze Antwort des Hasses
auf dein Dasein, Israel?*

[...]

*Wie weit dein Weg von der Segnung
den Äon der Tränen entlang
bis zu der Wegbiegung
da du in Asche gefallen.*

[...]

*O solcher Tod!
Wo alle helfenden Engel
mit blutenden Schwingen
zerrissen im Stacheldraht
der Zeit hingen!*

*Warum die schwarze Antwort des Hasses
auf dein Dasein*

Israel?

(Hervorhebung H.N.)

Wie auch die alttestamentarische Erfahrung der Nicht-Erhörung der Propheten-Stimme - käme sie in unsere Gegenwart - sich

nur wiederholen würde. Dem Fragezeichen folgt die Leere:

WENN DIE PROPHETEN *einbrächen*

[...]

durch die Türen der Nacht

[...]

für die längst vom Schauer Fortgezogenen -

[...]

für die längst im Schlaf Versunkenen -

[...]

für den Tagelöhner

der längst nicht mehr wartet am Abend -

[...]

Ohr der Menschheit

du mit dem kleinen Lauschen beschäftigtes

würdest du hören?

Wenn die Propheten

mit den Sturmschwingen der Ewigkeit hineinführen

wenn sie aufbrächen deinen Gehörgang mit den Worten:

Wer von euch will Krieg führen gegen ein Geheimnis

wer will den Sterntod erfinden?

Walter Berendsohn, 1933 nach Dänemark, 1943 nach Schweden emigriert, hatte als Literaturwissenschaftler sehr früh die Bedeutung Nelly Sachs' erkannt und ihre Dichtung begleitet, wohl auch kritisch ratend, denn sie dankte ihm gerade dafür:

Und ich danke Ihnen für die Warnung, das Konkrete nicht zu vergessen. Nein, das werde ich niemals mehr tun. Ganz

im Gegenteil, ich fühle die Verantwortlichkeit, die jedes Wort mir auferlegt, so stark, daß ich oft etwas zu leicht Gefundenes fallen lasse und mir lieber ... das Felsgestein an unbebauter Stelle lockere ... Abgebrochen ist die Atomkraft von ihrer Wurzel und reicht nur noch für Krieg und Haß. Verzeihen Sie ... diese meine Worte, ich bin sehr einsam und spreche so zu mir selber oft. (12.4.49)

ÜBERLEBENDE ist der dritte Teil des Zyklus' überschrieben. Es sind das ja alle, die in Europa diesen Mai 1945 überlebten. Mehr noch sind es diejenigen, die *Verfolgte* waren und, mehr von Erfahrungen und Angst besessen, fürchteten, der schon ausgebrochenen „Kalte Krieg“ könnte in den *Stermtod* übergehen. Eine Furcht, die die Menschheit seitdem nicht mehr verlassen kann. Aufmerksamem Lesen wird es nicht entgehen können, wie das *Konkrete*, was da meint: das Erkennbar-Gegenwärtige, der Holocaust, von der Dichterin in den *Äon der Schmerzen* eingefügt ist. Wendungen wie:

*Zahlen - / (gebrannt einmal in eure Arme / damit
niemand der Qual entginge)*

*Niemand weiß mehr das leise Fallen der Blumenblätter
seit der schwererdachte Tod aus der Luft fällt -*

*wir sind so wund, / daß wir zu sterben glauben / wenn
die Gasse uns ein böses Wort nachwirft*

Kaum erkennbar, doch, einmal erahnt, umso bestürzender, ist das Konkretum hineingestellt in das geschlossene, einzigartig erschütternde Gedicht:

GREISE

*Da,
in den Falten dieses Sterns,
zugedeckt mit einem Fetzen Nacht,
stehen sie, und warten Gott ab.
Ihr Mund hat ein Dorn verschlossen,
ihre Sprache ist an ihre Augen verlorengegangen,
die reden wie Brunnen
darin ein Leichnam ertrunken ist.
O die Alten,
die ihre verbrannte Nachfolge in den Augen tragen
als einzigen Besitz.*

Die, deren *Nachfolge verbrannt* ist, sind an das Ende dieser Welt geraten; nichts und niemand wird einmal von ihnen zeugen können.

In keiner anderen Sammlung hat Nelly Sachs Israel so gefeiert, so mit Hoffnung versehen, wie in dem LAND ISRAEL überschriebenen Teil des Zyklus¹. Für sie verband sich fernste Vergangenheit des jüdischen Volkes mit der im Mai 1948 vollzogenen Staatsgründung Israels. Das Glücksempfinden eines möglichen Neu-Anfangs findet Worte wie: *erwählte Sternenstätte ... die Sehnsucht der Erde greift nach euch ... die heimatlosen Jahrtausende ... auf neugeweihtem Land ... mit der Erinnerung als Rutengänger ... aus der Zerstreuung ... die Jungen haben die Sehnsuchtsfahne entfaltet.*

Aufmerken lässt allerdings eine Gestalt, eine Ahnung notwendiger Offenheit an diesem Neu-Anfang:

[...]

*Land Israel,
nun wo dein Volk
aus den Weltenecken verweint heimkommt
um die Psalmen Davids neu zu schreiben in deinen Sand
und das Feierabendwort „Vollbracht“
am Abend seiner Ernte singt -

steht vielleicht schon eine neue Ruth
in Armut ihre Lese haltend
am Scheidewege ihrer Wanderschaft.*

Die biblische Ruth ist eine Fremde, Angehörige der Moabiter, die, nächstverwandt den Israeliten, verschiedentlich mit ihnen in Fehde lagen. Sie ist zugleich durch Heirat eine leidenschaftlich Bekehrte und die Ahnin Davids. Dass Nelly Sachs gleich in dem ersten Gedicht an sie erinnert, möchte als ein Anruf verstanden werden, mit Fremden zusammenleben zu wollen, um dem Frieden für immer den Boden bereiten zu können. Übrigens sah auch Martin Buber dies so. Es war vergeblich. Beide Seiten trugen schließlich zu der Vergeblichkeit bei. Wie sehr Nelly Sachs über den Tag hinaus dachte, wird in einem Brief an Walter Berendsohn deutlich, der abermals um Israel kreist:

... daß dieses Land weit mehr bedeutet... wie Saat und Ernte, Krieg und Frieden, Wissenschaft und Kunst, gepflanzt in diesen Boden ... Dies in Demut als schweren Auftrag empfunden, niemals anders. Und nur darum ist es mir... nicht anders möglich, als alles was ich denke und tue und so auch das, was in der Heimat geschieht, an jene unsichtbare Nabelschnur zu hängen, die Ewigkeit heißt ... mit Uraltem, Heiligem, Geseg-

netem den neuen Bund schließen. (24. 3. 48)

Dieses *mehr*, was ihr Israel bedeutete, war: Die Religiöse Gemeinschaft. Für die meisten Israelis wurde ihr Staat jedoch zu einer Nationalen Gemeinschaft und die unterlag von Anfang an anderen Gesetzen. Was sie, die Dichterin, nicht vermochte, um dann zu sagen, was sie vermag, ist in das Gedicht eingegangen:

IM LANDE ISRAEL

NICHT KAMPFGESÄNGE *will ich euch singen*
Geschwister, Ausgesetzte vor den Türen der Welt

[...]

Nicht Kampflieder
will ich euch singen

Geliebte,

nur das Blut stillen

und die Tränen, die in Totenkammern gefrorenen,
auftauen

Und die verlorenen Erinnerungen suchen

[...]

So muss es zur Kenntnis genommen werden, dass der Name „Israel“ im Gedichtwerk von Nelly Sachs zum letzten Mal in dem 1957 erschienenen Band UND NIEMAND WEISS WEITER erscheint. Das schloss nicht aus, dass biblisch-jüdische Gestalten, die für sie zu den Wurzeln und Geheimnissen der ganzen Menschheit gehörten und in ihren szenischen Dichtungen, ihren Mysterien-Spielen Aufnahme fanden. Von 1943 bis 1962 hatte sie mit großer Hingabe an ihnen gearbeitet; es wurden 14 an der Zahl; vollendet, teilweise aufgeführt, unvollendet.

Schmerzenskinder der Dichterin: ELI; ABRAM IM SALZ; SIMSON FÄLLT DURCH JAHRTAUSENDE; BERYLL SIEHT IN DER NACHT u. a.

Die letzte Teil-Überschrift des Gedichtbandes lautet: IM GEHEIMNIS; und dies ist der schon langandauernden Krankheit und dem absehbaren Sterben des geliebtesten Menschen von Nelly Sachs zugewandt: Ihrer Mutter.

O MEINE MUTTER,
*wir, die auf einem Waisenstern wohnen -
zu Ende seufzen den Seufzer derer
die in den Tod gestoßen wurden -*

Das Bedrängendste der zurückliegenden Jahre - trotz Rettung und helfender Freunde - war für Nelly Sachs, im Zweisein mit ihrer Mutter, die Einsamkeit gewesen. Immer wieder, ohne jemandem einen Vorwurf zu machen, leise und schmerzlich angedeutet. Man lebte *auf einem Waisenstern*. Und doch mag es ein Glück gewesen, nun, wenn auch in Schmerzen, nicht *den Seufzer derer / die in den Tod gestoßen wurden* wiederholen zu müssen, sondern anders ihn zu vollenden. Was geschehen wird, ist der Natur anheim gegeben:

*Aber klagend sinke ich in deine Weiße
deinen Schnee -
aus dem sich das Leben so leise entfernt
wie nach einem zu Ende gesprochenen Gebet*

Ein Requiem, wie auch das vorletzte Gedicht des Bandes, SCHMETTERLING überschrieben. Einst hatte Nelly Sachs ihn, den Schmetterling, *der Verwandlung sichtbarstes Zeichen ge-*

nannt; im Wunder der Natur eine Glaubensgewissheit. Nun ist er in ein einzigartiges Trost-Gedicht eingegangen:

SCHMETTERLING

*WELCH schönes Jenseits
ist in deinen Staub gemalt
Durch den Flammenkern der Erde,
durch ihre steinerne Schale
wurdest du gereicht,
Abschiedswebe in der Vergänglichkeiten Maß.*

*Schmetterling
aller Wesen gute Nacht!
Die Gewichte von Leben und Tod
senken sich mit deinen Flügeln
auf die Rose nieder
die mit dem heimwärts reifenden Licht welkt.*

*Welch schönes Jenseits
ist in deinen Staub gemalt.
Welch Königszeichen
im Geheimnis der Luft.*

Flammen nicht und *Steine* nicht haben sein Erscheinen hindern können; der Schmetterling zeigt sich uns und zeigt über sich hinaus in alle Gestalten des Abschieds: in die *gute Nacht*, ins *Heimwärts*, in die *Vergänglichkeit*, ins *Geheimnis*. Johannes Bobrowski, der Nelly Sachs im Sommer 1964 in Stockholm kennen und verehren gelernt hatte, nahm dieses Gedicht, neben zwei anderen von ihr, in die Sammlung seiner „Liebsten Gedichte“ auf. Und der gerade zwanzigjährige Peter Hamm schrieb ihr:

„Habe wieder ‘Sternverdunkelung’ gelesen u. geweint vor Empörung, daß niemand weiß, daß hier das Letzte und Schönste und Bitterste u. Wahnsinnigste u. Himmlischste geschrieben wurde, was je einer Frau aufgegeben wurde zu schreiben.“ (zit. bei N.S., 26.8.57)

III. ANHALTEND: DAS EINE GEDICHT

Nach über fünfzig Jahren des Ersterscheinens von IN DEN WOHNUNGEN DES TODES und STERNVERDUNKELUNG möchte man dem schon 1963 festgestellten Satz von Hans-Magnus Enzensberger folgen: „Seit ihrer ersten ... Gedichtsammlung... [1947] schreibt sie im Grund an einem einzigen Buch. Dieser Vorrang des Ganzen vor dem Einzelnen ist keine formale Eigentümlichkeit... Die Idee des Buches... ist religiösen Ursprungs... Es entfaltet sich, allmählich, mit seiner Sprache. Nichts in ihm steht vereinzelt, von Gedicht zu Gedicht sagt sich das konkrete Detail weiter bis zum kosmischen Zusammenhang.“

Die Gefahren der heutigen Welt, die aus den Abgründen des 20. Jahrhunderts hervorgegangen sind, können nicht gebannt werden, wenn Vergangenheit verdrängt, gar vergessen gemacht würde. Das Wort jener denkwürdigen Rede des Juristen Ernst Benda in „Rechtsstaat und Verjährung“, 1965, hat seine bedrängende Gültigkeit behalten: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“ Dieses Wort könnte von Nelly Sachs stammen; ihr ganzes Werk spricht davon. Dichtung hält Erinnerung auf einmalige Weise fest. Es ist hier das Zeigen in die dunkelste Zeit deutscher Geschichte, in zwei bleibenden Gedichtbüchern 1947 und 1949, das den Anfang des „Ganzen“ ihres Werkes

prägte und „von Gedicht zu Gedicht“ getragen hatte.
Doch bei aller Identifikation von Nelly Sachs mit, wie sie es sagt: ihres *Volkes Martyrium*, ist nicht zu übersehen, dass schon das frühe Motiv der *Verfolgten* und der *Verfolger*, der *Jäger* und *Gejagten* in alle Vergangenheit geht und dass sie deshalb zu Recht die Einengung ihres Gedichts, auch in seiner Entwicklung, auf das *Martyrium* des jüdischen Volkes, auf Israel, schmerzlich zurückweist:

'Flucht und Verwandlung' [Gedichtband 1959] *ist wie alle meine Dinge eigentlich wieder nur Kritikererfolg, aber gekauft wird es... sehr wenig. Meinem Namen haftet eben das Schicksal meines Volkes an ... obgleich die letzten beiden Gedichtsammlungen* [s. oben sowie *'Und niemand weiß weiter'*, 1957] *längst die Menschheit meinen.* (25. 8. 59)

Die Konstante und die Erweiterung erst machen Nelly Sachs zur unverwechselbaren Dichterin.

Die Konstante erschien in dem CHOR DER WANDERNDEN, 1943/44, für die hilfeschuchenden Juden Europas, die sich oftmals *vor... verschlossenen Türen* sahen.

Die Erweiterung muss uns heute und in die Zukunft hinein ein Menetekel sein: Der zu uns kommende Fremde:

KOMMT EINER
von ferne
mit einer Sprache
die vielleicht die Laute
verschließt
mit dem Wiehern der Stute
oder

*dem Piepen
junger Schwarzamseln
oder
auch wie eine knirschende Säge
die alle Nähe zerschneidet -*

*Kommt einer
von ferne
mit Bewegungen des Hundes
oder
vielleicht der Ratte
und es ist Winter
so kleide ihn warm
kann auch sein
er hat Feuer unter den Sohlen
(vielleicht ritt er
auf einem Meteor)
so schilt ihn nicht
falls dein Teppich durchlöchert schreit -*

*Ein Fremder hat immer
seine Heimat im Arm
wie eine Waise
für die er vielleicht nichts
als ein Grab sucht.*

[Aus: FLUCHT UND VERWANDLUNG, 1959]

Das Fremde wird bis ins Extrem getrieben, um, was uns treffen soll, uns ganz nahe zu bringen: *Versuche, die dicken Häute des Diesseits zu durchbrechen ... Das Thema 'Jäger und Gejagte' bis in die Augen der Hindin zu verpflanzen, darin die Scheiterhaufen der Angst lautlos brennen...* (30. 10. 57) Auch hier, in dieser Brief-Passage findet sich eine schockierende Metapher:

Angst im Auge des verfolgten Tieres. In Erklärungsnot geraten, gesteht die Dichterin einmal: Zuweilen erhalte ich Anfragen über unverständliche Metaphern. Habe doch nicht 'gemeint', sondern wurde aufgerissen ...Es ist doch nichts Willkürliches, der Mensch erlebt, was der Kosmos erlebt, ich habe das immer nur im Bilde gesehen... (7.1.58)

><

Der psychische Zustand der ins siebente Lebensjahrzehnt Gehenden war seit dem Tod ihrer Mutter, 1950, außerordentlich labil. Sie erlitt einen ersten Nervenzusammenbruch, verfiel in Depressionen und zeigte Momente geistiger Verwirrung. Es waren dies wohl die Vorboten der ein Jahrzehnt später mit Macht ausbrechenden Krankheit, die sie für drei Jahre, mit einigen Versuchen der Unterbrechung, in eine psychiatrische Klinik zwangen: „Paranoide Psychose“. *Ihr könnt mir glauben, Ihr Lieben - es war die Hölle - (12.11.60)*

Dass sie jetzt und auch später immer wieder ins Leben zurückfand, in Phasen anhaltender Produktivität, dankte sie ihrer Wort-Besessenheit, die ins Werk, vor allem ins Gedicht drängte: *...ich kann ja nur überleben, wenn ich arbeiten darf. (31.3.61)* Thematisiert noch in einem ihrer späten Gedichte:

*HIER NEHME ICH EUCH GEFANGEN
ihr Worte
wie ihr mich buchstabierend bis aufs Blut
gefangen nehmt
ihr seid meine Herzschläge*

*zählt meine Zeit
diese mit Namen bezeichnete Leere
Laßt mich den Vogel sehen
der singt
sonst glaube ich die Liebe gleicht dem Tod-*

Übersetzungen schwedischer Lyrik ins Deutsche begleiteten Nelly Sachs, seit sie in Schweden Asyl gefunden, ihr Leben lang. War dies zu Anfang der Einstieg in die Sprache des Gastlandes, ein notwendiger Zu-Verdienst, eine Dankesschuld, so wurde es ihr nach und nach zum innersten Bedürfnis, diese, ihre wichtige Entdeckung, in den deutschen Sprachraum zu vermitteln. Zugleich öffnete sich ihr ein Kreis von Dichter-Freunden in Johannes Edfeld, Erik Lindegren, Gunnar Ekelöf, die ihrerseits Gedichte von Nelly Sachs ins Schwedische übertrugen.

Im Januar 1958 erhielt sie ihren ersten Literaturpreis, gestiftet für Lyrik vom Schwedischen Schriftstellerverband.

Nur sehr langsam wurde ihre Name deutschen Lesern bekannt, obwohl bis Ende der fünfziger Jahre vier Gedichtbände vorlagen, veröffentlicht in Berlin, Amsterdam, in Hamburg/München bei Ellermann, in Stuttgart bei der Deutschen Verlags-Anstalt. 1957 wird Nelly Sachs Korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. Andere Akademien werden folgen: Hamburg 1961, München 1963.

Sie gewinnt Freunde und Bewunderer unter den jüngeren Schriftstellern in Deutschland, in Frankreich sowie Italien, die nicht müde werden, auf die im schwedischen Exil lebende deutsche Dichterin hinzuweisen und ihr zu Publikationen zu verhelfen. So Alfred Andersch, der 1957 Gedichte und Übersetzungen von Nelly Sachs in der Zeitschrift „Texte und Zeichen“ heraus-

bringt, Paul Celan, der, zusammen mit Ingeborg Bachmann, in der italienischen Zeitschrift „Botteghe Oscure“ acht Gedichte von Nelly Sachs veröffentlicht und damit zu ihr findet. Der junge Peter Hamm und Elisabeth Borchers, Lyriker und Lektorin, die zu ihr kamen, sowie Hilde Domin, Schriftstellerin, die der Dichterin seit 1960 nahestand und später eine Gedichtauswahl von Nelly Sachs im Suhrkamp-Verlag veranstaltete. Vor allen aber war es Hans-Magnus Enzensberger, der Anfang 1958 verehrend ihre Bekanntschaft gesucht, ihr Vertrauen gewann und sich im Rahmen des Suhrkamp-Verlages mit Nachdruck und Erfolg für ihr Werk eingesetzt hatte. Diesem Verlag übertrug sie testamentarisch alle Rechte an ihrer Dichtung.

1959 erhielt Nelly Sachs den Literaturpreis des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie in Regensburg. Sie hatte nicht dorthin reisen wollen. Ihre Scheu vor Öffentlichkeit, zumal vor der deutschen, war zu groß:

... daß ich hinter meinem Werk verschwinden will, daß ich anonym bleiben will... nur eine Stimme, ein Seufzer für die, die lauschen wollen. Eine Tragödie soll man so leise wie möglich behandeln - niemals darf sie mit Unwesentlichkeiten umkränzt werden (25.6.59)

Als ihr im Frühjahr 1960 der Meersburger Droste-Preis für Dichterinnen zugesprochen wird, entschließt sie sich nun doch zu reisen. Am 25. Mai. Das Hotel-Ziel wird allerdings auf Schweizer Boden, wird Zürich sein: „Zum Storchen“. Über den Bodensee, begleitet von einer schwedischen Freundin, fährt sie zur Entgegennahme des Preises nach Meersburg.

Am 29. Mai. Nach zwanzig Jahren betritt sie zum ersten Mal wieder deutschen Boden.

Nelly Sachs empfängt viel Freundlichkeit, ja Herzlichkeit von der Stadt und den Veranstaltern; sie ist beglückt, Ingeborg Bachmann und Max Frisch kennenzulernen, vor allem aber Paul Celan mit Familie endlich nahe zu haben. Für fast 14 Tage wird sie bei ihnen in Paris sein und am 16. Mai wieder in Stockholm. Wenn man weiß, was nur zwei Monate später geschah: der seelische und körperliche Zusammenbruch, dann muss man die vorangegangenen zwei Jahrzehnte erinnern.

Die intensive Einfühlung und Versenkung in Leid und Schmerz, in Verfolgung, Marter und Tod so vieler Menschen, ihr nahe, mit Namen, ihr vorstellbar, namenlos; die Frage: Warum sie verschont geblieben, warum sie hat überleben können?; die Niederschrift des Prosa-Textes, *LEBEN UNTER BEDROHUNG*, 1955, der ein Grundgefühl von Bedrohtheit bis in die Gegenwart verlängerte; die große Einsamkeit, besonders nach dem Tod der Mutter: ... *es ist ein hartes Klima, in der Fremde zu sein!* (15.2.58); das Missverstehen ihres Mysterien-Spiels *ELI: ...ein Werk der Versöhnung ... als ein Werk des Hasses zu deuten.* (24.3.59), so in der Opern-Fassung von Moses Pergament, gesendet im Schwedischen Rundfunk, was einen Nervenzusammenbruch verursachte; die begründete oder unbegründete Angst vor einer faschistoiden Nachbarin, vor einer Neo-Nazi-Jugendbande im Wohnviertel - All das brachte sie an den Rand des Lebbaaren.

Das Erlebnis Meersburg, mit Euphorie in Briefen beschrieben, konnte dabei für Nelly Sachs nur eine Episode sein. Hatte sie in dem Dichter, in dem Menschen Paul Celan einen ihr Geistesverwandten, einen vom gleichen Schicksal Gezeichneten sehen können, den sie, den fast 30 Jahre jüngeren, *Bruder* nannte, so rührte die Begegnung doch soviel an Vergangenen auf, Vergangenes, das in Gegenwart nicht aufhören wollte. Celan

sprach von verdecktem Antisemitismus, von verlogenen Philo-
semitismus; Hakenkreuzschmierereien, Schändungen jüdi-
scher Friedhöfe, so dass Nelly Sachs nur mühsam im Gleich-
gewicht bleiben konnte.

Paul Celan hat ihre Begegnung unmittelbar in einem Gedicht
festgehalten. 30. Mai 1960. Es zeugt von seiner Ergriffenheit
und auch von seinem Aufgestörtsein durch die Gläubigkeit sei-
nes Gegenüber. Und so ist es zu einem beidseitigen, beunruhi-
genden Porträt geworden:

ZÜRICH, ZUM STORCHEN

Für Nelly Sachs

Vom Zuviel war die Rede, vom
Zuwenig. Vom Du
und Aber-Du, von
der Trübung durch Helles, von
Jüdischem, von
deinem Gott.

Da-
von.

Am Tag einer Himmelfahrt, das
Münster stand drüben, es kam
mit einigem Gold übers Wasser.

Von deinem Gott war die Rede, ich sprach
gegen ihn, ich
ließ das Herz, das ich hatte,
hoffen:
auf
sein höchstes, umröcheltes, sein
haderndes Wort -

Dein Aug sah mir zu, sah hinweg,
dein Mund
sprach sich dem Aug zu, ich hörte:

Wir
wissen ja nicht, weißt du,
wir
wissen ja nicht,
was
gilt.

Die letzte Strophe war im Erstdruck in Anführungszeichen gesetzt, würde also die wörtliche Entgegnung in dem Zwiegespräch sein, das Wort der Dichterin.

Im Sommer 1963 konnte Nelly Sachs endgültig aus der Nerven-
klinik entlassen werden; sie kehrte in ihre Wohnung Berg-
sundsstraße zurück. Ihre Verfassung blieb jedoch labil.

Der Ruhm kam zu ihr. Die Öffentlichkeit nahm sie in Anspruch.
Ihre Gedichte wurde in viele Sprachen übersetzt, in europäische
und außereuropäische, ins Hebräische und bis nach Japan und
Korea. Die Stadt Dortmund stiftete 1961 einen Nelly-Sachs-
Preis und machte sie zur ersten Preisträgerin. Als die „Gruppe
47“ im September 1964 in Schweden tagte, kamen viele der
Teilnehmer zu ihr; herzlich verbunden Johannes Bobrowski. Im
Oktober 1965 erhielt sie den Friedenspreis des Deutschen
Buchhandels in der Frankfurter Paulskirche; sie konnte ihn per-
sönlich entgegennehmen. Und dann: der Nobelpreis am 10.
Dezember 1966. Es war der Tag ihres 75. Geburtstags.

All diese Ehrungen ehrten Person und Werk der Dichterin „jüdi-
schen Schicksals“; würdigten den tieferen Sinn ihrer Dichtung -
und waren dennoch zu einer einseitigen Fixierung geworden,

die nicht mehr dem Selbstverständnis von Nelly Sachs entsprach.

Man sollte es ernstnehmen, wenn sie, wie schon festgehalten, 1959 von ihren Gedichten sagte, dass sie über ihren Ursprung : *das Martyrium ihres Volkes* hinaus, : *längst die Menschheit meinen*. Hinzu kam ein Zwiespalt, der da und dort die Öffentlichkeit beschlich, ob das nun andere Deutschland, sich nicht aus seiner Vergangenheit fortstehlen wollte, indem es ein Alibi in Preisen sich stiftete, um endgültig vergessen zu können?

Den Nobelpreis für Literatur hatte man im Jahr 1966 geteilt - was in seiner Geschichte seit 1901 erst zweimal, und da heftig umstritten, geschehen war.

Er ging in zwei gleichen Teilen an den hebräisch schreibenden, israelischen Schriftsteller Samuel Josef Agnon und an die deutschschreibende, schwedische Staatsbürgerin Nelly Sachs. In der Laudatio heißt es: „Der Preis wird zwei hervorragenden jüdischen Verfassern zugeteilt, die jeder für sich Israels Botschaft an unsere Zeit repräsentieren.“ Und in der Urkunde für Nelly Sachs heißt es: „... für ihre hervorragende lyrische und dramatische Dichtung, die mit ergreifender Kraft von Israels Schicksal spricht.“

Beides war eine einseitige Fixierung. - Wenn auch mit einer höchsten Anerkennung versehen. Das Preisgeld, das ihr zugekommen (150 000.- SK) hatte sie *zur Hälfte ... an Hilfesuchende der ganzen Welt verteilt... Auf mich selbst ist nichts gekommen ... April und Mai und Junius sind ferne, ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne...*(8.6.68)

Das Letzte, Bittere ist einem Vierzeiler des umnachteten Hölderlin entnommen.

Nach all den Höhepunkten kamen wieder Krankheiten über sie. Schwedische Freunde starben, Ekelöf, Lindegren, und Einsam-

keit wurde zum Alltag. Zu einem Rezitationsabend 1967 in Stockholm erschien kein einziger Rezensent und kaum Publikum. Von dem siebenteiligen Gedicht-Zyklus *DIE SUCHENDE* (1966) *ist keine Notiz [...] genommen worden in Deutschland*, schreibt sie an Alfred Andersch am 7.5.68. Auf dem letzten Krankenbett erfährt sie noch den Selbstmord von Paul Celan.

Nelly Sachs starb am 12. Mai 1970, im achtundsiebzigsten Lebensjahr. Sie wurde auf dem jüdischen Friedhof im Norden Stockholms hinter dem Grab ihrer Eltern beigesetzt

WIE LEICHT
*wird Erde sein
nur eine Wolke Abendliebe
wenn als Musik erlöst
der Stein in Landsflucht zieht*

*und Felsen die
als Alp gehockt
auf Menschenbrust
Schwermutgewichte
aus den Adern sprengen.*

*Wie leicht
wird Erde sein
nur eine Wolke Abendliebe
wenn schwarzgeheizte Rache
vom Todesengel magnetisch
angezogen
an seinem Schneerock
kalt und still verendet.*

*Wie leicht
wird Erde sein
nur eine Wolke Abendliebe
wenn Sternhaftes schwand
mit einem Rosenkuß
aus Nichts -*



Und wenn diese meine Haut zerschlagen sein wird,
so werde ich ohne mein Fleisch Gott schauen

Hiob

O DIE SCHORNSTEINE *Auf den sinnreich erdachten*

*Wohnungen des Todes,
Als Israels Leib zog aufgelöst in Rauch
Durch die Luft -
Als Essenkehrer ihn ein Stern empfing
Der schwarz wurde
Oder war es ein Sonnenstrahl?*

*O die Schornsteine!
Freiheitswege für Jeremias und Hiobs Staub -
Wer erdachte euch und baute Stein auf Stein
Den Weg für Flüchtlinge aus Rauch?*

*O die Wohnungen des Todes,
Einladend hergerichtet
Für den Wirt des Hauses, der sonst Gast war -
O ihr Finger,
Die Eingangsschwelle legend
Wie ein Messer zwischen Leben und Tod -*

*O ihr Schornsteine,
O ihr Finger,
Und Israels Leib im Rauch durch die Luft!*

Mit diesem Gedicht, mit diesem Gedicht-Zyklus, trat Nelly Sachs in den Raum unvergänglicher Dichtung. Sie war über fünfzig und gerettet in ein Exil. Wer wissen wollte, zu dem kam die Kunde von der europaweiten Verfolgung und Vernichtung der Juden durch eine deutsche Mordmaschinerie. Die Anrufung des biblischen Hiob, Inbegriff des Leidenden, Inbegriff dieser urältesten Frage: WARUM?, bleibt ohne Antwort, mündet allein in die Gewissheit, einst *Gott*[zu] *schauen*. Nelly Sachs war und blieb ein gläubiger Mensch. Die seit Jahrtausenden anhaltende Klage Israels: in Gefangenschaft, Vertreibung, Verfolgung und letztlich Zerstreung: Mythos, Legende und Historie, ist in dieser Gegenwart zum Verstummen gebracht: *Als Israels Leib zog aufgelöst in Rauch / Durch die Luft* -. Es kam der Moment, da sah die Welt die Bilder jener SCHORNSTEINE / *sinnreich erdacht ... / Stein auf Stein*. Wo der Tod im Hause Sterbender sonst *Gast* war, hier ist er der *Wirt*; sein *Finger*, seine Hand entschieden an der Rampe der Selektion über ein noch kurzes *Leben* oder den sofortigen *Tod*. Das Ungeheuerliche in der Sprache der Realität erkennbar gemacht: Auschwitz.

O DER WEINENDEN KINDER NACHT!

Der zum Tode gezeichneten Kinder Nacht!

Der Schlaf hat keinen Eingang mehr.

Schreckliche Wärterinnen

Sind an die Stelle der Mütter getreten,

Haben den falschen Tod in ihre Handmuskeln gespannt,

Säen ihn in die Wände und ins Gebälk -

Überall brütet es in den Nestern des Grauens.

Angst säugt die Kleinen statt der Muttermilch.

Zog die Mutter noch gestern

Wie ein weißer Mond den Schlaf heran,

Kam die Puppe mit dem fortgeküßten Wangenrot

In den einen Arm,

Kam das ausgestopfte Tier, lebendig

In der Liebe schon geworden,

In den andern Arm, -

Weht nun der Wind des Sterbens,

Bläst die Hemden über die Haare fort,

Die niemand mehr kämmen wird.

Das Schreckliche. In den Wohnungen des Todes. Gäbe es noch eine Steigerung des Schrecklichen? Dann das den Kindern zugefügte. Die Berge von Kinderschuhen in den Vernichtungslagern bezeugen es. Hier herrschte der *falsche Tod*; es ist der gewaltsame, von Menschen dem Menschen angetan.

Und es ist der älteste; von Kain an Abel vollzogene, *der das Amen der Welt / mit einem Handmuskel spricht*. „So sei es“. Hier sind es *Wärterinnen*, Frauen - Können sie Mütter gewesen sein? - , die jene *weinenden Kinder* in den *Wind des Sterbens*, in die Gaskammer, gar mit der *Hand* und lügendem Mund geführt. Was ist den Kindern eigen? Darf es, muss es hier erinnert werden? Die *wangenrote Puppe*, das *ausgestopfte Tier*, der behütete *Schlaf*. Kein schockierenderer Blickwechsel als der von einem *weißen Mond* in die *Nacht... des Grauens*.

CHOR DER GERETTETEN

WIR GERETTETEN,

Aus deren hohlem Gebein der Tod schon seine Flöten schnitt,

An deren Sehnen der Tod schon seinen Bogen strich -

Unsere Leiber klagen noch nach

Mit ihrer verstümmelten Musik.

Wir Geretteten,

Immer noch hängen die Schlingen für unsere Hälse gedreht

Vor uns in der blauen Luft -

Immer noch füllen sich die Stundenuhren mit unserem tropfenden

Blut.

Wir Geretteten,

Immer noch essen an uns die Würmer der Angst.

Unser Gestirn ist vergraben im Staub.

Wir Geretteten

Bitten euch:

Zeigt uns langsam eure Sonne.

Führt uns von Stern zu Stern im Schritt.

Laßt uns das Leben leise wieder lernen.

Es könnte sonst eines Vogels Lied,

*Das Füllen des Eimers am Brunnen
Unseren schlecht versiegelten Schmerz aufbrechen lassen
Und uns wegschäumen -
Wir bitten euch:
Zeigt uns noch nicht einen beißenden Hund -
Es könnte sein, es könnte sein
Daß wir zu Staub zerfallen -
Vor euren Augen zerfallen in Staub.
Was hält denn unsere Webe zusammen?
Wir odemlos geworden,
Deren Seele zu I h m floh aus der Mitternacht
Lange bevor man unseren Leib rettete
In die Arche des Augenblicks.
Wir Geretteten,
Wir drücken eure Hand,
Wir erkennen euer Auge -
Aber zusammen hält uns nur noch der Abschied,
Der Abschied im Staub
Hält uns mit euch zusammen.*

Sie waren Wenige, und waren bestimmt für die WOHNUNGEN DES TODES. Sie wussten, vielleicht erst jetzt, was ihnen geschehen wäre, die im letzten Moment GERETTETEN. Und so sind sie besetzt von Visionen eines immer noch schrecklichen Todes; in einem Leben *Immer noch* [in] *Angst*.

Wie zurückfinden in das gerettete Leben? Hatte sie, einst auch GERETTETE, *Das Füllen des Eimers am Brunnen* nicht zutiefst erschreckt, es war nicht leise gewesen, wenn selbst *In die Arche aufgehoben*. Das geschah auch nach einer Sintflut.

Und damals und heute: *Deren Seele zu I h m floh aus der Mitternacht*; einziger Halt, sichtbar gemacht im besonderen Wort.

Aus der Gewalt jenes Todes entlassen, gerettet, wird *Der Abschied im Staub*, einmal die natürliche Erlösung sein: *Der Abschied im Staub / Hält uns mit euch zusammen*.

AUF DASS DIE VERFOLGTEN NICHT VERFOLGER WERDEN

SCHRITTE-

*In welchen Grotten der Echos
seid ihr bewahrt,
die ihr den Ohren einst weissaget
kommenden Tod?*

Schritte -

*Nicht Vogelflug, noch Schau der Eingeweide,
noch der blutschwitzende Mars
gab des Orakels Todesauskunft mehr -
nur Schritte -*

Schritte -

*Urzeitenspiel von Henker und Opfer,
Verfolger und Verfolgten,
Jäger und Gejagt -*

Schritte

*die die Zeit reißend machen
die Stunde mit Wölfen behängen,
dem Flüchtling die Flucht auslöschen
im Blute.*

Schritte

*die Zeit zählend mit Schreien und Seufzern,
Austritt des Blutes bis es gerinnt,
Todesschweiß zu Stunden häufend -*

Schritte der Henker

*über Schritten der Opfer,
Sekundenzeiger im Gang der Erde,
von welchem Schwarzmond schrecklich gezogen?*

In der Musik der Sphären

wo schrillt euer Ton?

Solches vermag Dichtung: E i n e n Wesenszug des Menschen in e i n Bild zu bringen: SCHRITTE. Seit dem aufrechten Gang gehen sie immer wieder ins Todbringende, dienen sie, lauschend, dem Verfolger, ängstigen sie, lauschend, den Verfolgten. *Urzeitpiel*. Bis in die Gegenwart.

Der Verfolgung entronnen, fürchtet die Dichterin, warnt sie die Umkehrung, wie es die Überschrift des Gedichts sagt. Schon 1944, so berichtet Max Tau, wollte Nelly Sachs diesen übermenschlichen Auftrag annehmen: *Wir müssen dafür sorgen, daß die Verfolgten nicht zu Verfolgern werden*. Vergeblich; doch aufgenommen in ihrer Dichtung. Zehn Jahre später erinnert sie dasselbe Bild in der Prosa LEBEN UNTER BEDROHUNG In ihrem Begleitbrief heißt es: *Darin ist das enthalten, was ich während der sieben Jahre unter Hitler unfaßbar erlebte und den Mord an nächsten und geliebtesten Menschen durchlitt.* (18.9.56): *Es kamen Schritte. Starke Schritte. Schritte in denen das Recht sich häuslich niedergelassen hatten. Schritte stießen an die Tür. Sofort sagten sie, die Zeit gehört uns!*

Der Bogen einer gedachten, ersehnten Befreiung von solchem „Fluch“ spannt sich fast in die Unendlichkeit. Dorthin zielt die Frage: *In der Musik der Sphären / wo schrillt euer Ton?*

VÖLKER DER ERDE

*ihr, die ihr euch mit der Kraft der unbekanntem
Gestirne umwickelt wie Garnrollen,
die ihr näht und wieder auftrennt das Genähte,
die ihr in die Sprachverwirrung steigt
wie in Bienenkörbe,
um im Süßen zu stechen
und gestochen zu werden -*

*Völker der Erde,
zerstört nicht das Weltall der Worte,
zerschneidet nicht mit den Messern des Hasses
den Laut, der mit dem Atem zugleich geboren wurde.*

*Völker der Erde,
O daß nicht Einer Tod meine, wenn er Leben sagt -
und nicht Einer Blut, wenn er Wiege spricht -*

*Völker der Erde,
lasset die Worte an ihrer Quelle,
denn sie sind es, die die Horizonte
in die wahren Himmel rücken können
und mit ihrer abgewandten Seite
wie eine Maske dahinter die Nacht gähnt
die Sterne gebären helfen -*

Wenn es nach den vielen, und immer wieder neuen Beweisen, noch dieses Beweises bedurfte: dem Dichter ist das Wort, ist die Sprache: der Atem: *Laut, der mit dem Atem zugleich geboren wurde*. Damit aber auch allen Menschen eigen. Möglichkeit und Verhängnis.

Das Gedicht erschien 1950, in der DDR-Zeitschrift „Sinn und Form“. Nach erlebtem Krieg, Nach-Krieg, nunmehr schon einsetzendem Kalten Krieg. Diese Erfahrung bestimmte Nelly Sachs' inständigen, vierfachen Anruf an die VÖLKER DER ERDE. Einmalig in ihrem Werk. Und es ist bestürzend - liest man wiederholt die zweite und die dritte Strophe - zu erkennen, wie immer nah dieser verzweifelte Appell uns ist. Er richtet sich an Alle, die von den *Messern des Hasses* im Wort nicht lassen können, und er richtet sich an die Einen, die Mächtigen, die die Worte ihrer Quelle entreißen, sich der *Sprachverwirrung* bedienen und sie in *Tod* und *Blut* verwandeln.

Dabei könnte die Sprache *die Horizonte /in die wahren Himmel rücken lassen*, ja selbst *die Sterne*, das Fernste und Ersehnte, uns nahe bringen.

Die VÖLKER DER ERDE sind und bleiben der Adressat einer Hoffnung in das Vermögen unserer Sprache.

EINER

*wird den Ball
aus der Hand der furchtbar
Spielenden nehmen.*

*Sterne
haben ihr eigenes Feuergesetz
und ihre Fruchtbarkeit
ist das Licht
und Schnitter und Ernteleute
sind nicht von hier.*

*Weit draußen
sind ihre Speicher gelagert
auch Stroh
hat einen Augenblick Leuchtkraft
bemalt Einsamkeit.*

*Einer wird kommen
und ihnen das Grün der Frühlingsknospe
an den Gebetmantel nähen
und als Zeichen gesetzt
an die Stirn des Jahrhunderts
die Seidenlocke des Kindes.*

*Hier ist
Amen zu sagen
diese Krönung der Worte die
ins Verborgene zieht
und
Frieden
du großes Augenlid
das alle Unruhe verschließt
mit deinem himmlischen Wimpernkranz
Du leiseste aller Geburten.*

Das innigste Gedicht der Bitte um Frieden ist vielleicht das Goethesche mit dem Anfangsvers: „Der du von dem Himmel bist ...“ Jedes seelisch bedrängte Menschenwesen kann sich in ihm ausgesprochen fühlen. Das macht seine Einzigartigkeit.

Nelly Sachs' Gedicht kulminiert in dem unvergleichlichen Bild angerufener Erlösung durch einen *Frieden*, der alle einschlösse: *du großes Augenlid / das alle Unruhe verschließt / mit deinem himmlischen Wimpernkranz // Du leiseste aller Geburten.*

Allein diese Kulmination, die auch den Einzelnen berührt, ist hier das ersehnte Ende einer Bedingung, die erfüllt werden müsste. Die erste Strophe greift weit zurück: die *furchtbar / Spielenden* sind anderswo *Henker und Opfer, Jäger und Gejagte, Verfolger und Verfolgte* genannt. *Einer* müsste dieses *Spiel* durchbrechen. Würde er Nachfolger finden? EINER muss die Friedenszeichen setzen: *das Grün der Frühlingsknospe ... die Seidenlocke des Kindes.* Dann wäre endlich *Amen zu sagen*, die Bekräftigung des großen, allen zukommenden Friedens.

IN DER FLUCHT

*welch großer Empfang
unterwegs -*

*Eingehüllt
in der Winde Tuch
Füße im Gebet des Sandes
der niemals Amen sagen kann
denn er muß
von der Flosse in den Flügel
und weiter -*

*Der kranke Schmetterling
weiß bald wieder vom Meer -
Dieser Stein
mit der Inschrift der Fliege
hat sich mir in die Hand gegeben -*

*An Stelle von Heimat
halte ich die Verwandlungen der Welt -*

Eine Dichterin stellt dieses, ihr Gedicht in einem sie selbst herausgehobenen Moment in den Mittelpunkt einer Dankesrede: Nelly Sachs am 10. Dezember 1966 bei der Entgegennahme des Nobelpreises.

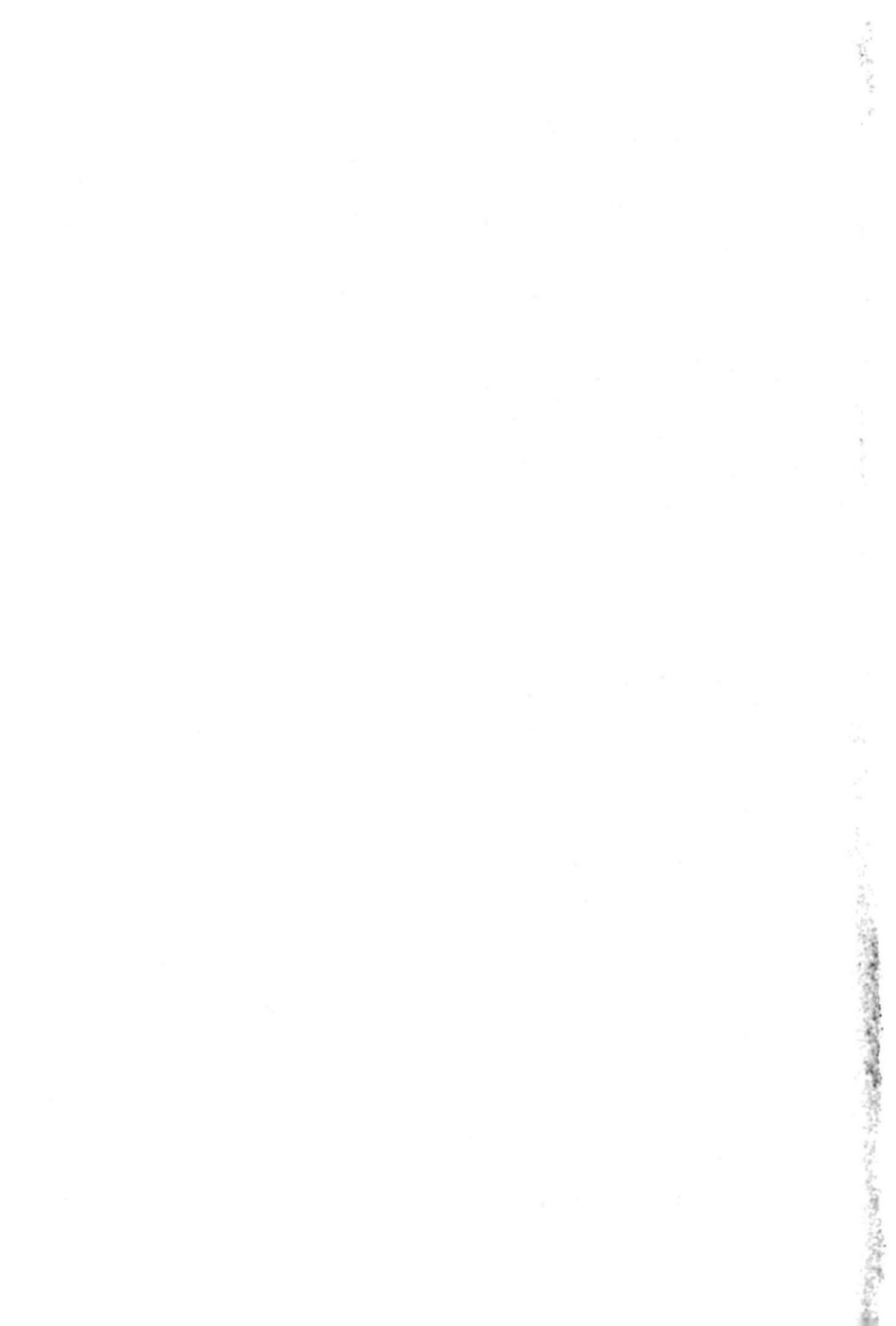
Sie muss diesem Gedicht Gültigkeit für ihr ganzes Werk zugemessen haben. Die ihr gehaltene Laudatio und die Preis-Begründung: für eine „Dichtung ... von Israels Schicksal“ konnte von ihren anschließenden Dankesworten nicht wissen. Nannte sie sich da doch *eine deutsche Dichterin*. So hatte sie sich ganz am Anfang ihres Weges, in Schüchternheit, der bewunderten Selma Lagerlöf vorgestellt, als sie ihr 1921 ihr erstes Büchlein sandte: ...*geschrieben von einer jungen Deutschen*.

Das Gedicht war Ende der fünfziger Jahre entstanden; enthalten in dem 1959 erschienenen Band FLUCHT UND VERWANDLUNG. Es sind dies die Kern-Worte jener Verse. Eingang und Ausgang. Nach den Ereignissen des 20. Jahrhunderts scheint Heimat als ein dauernder und behüteter Ort nicht mehr erreichbar: Vielmehr ist ein *unterwegs*, gar ein IN DER FLUCHT charakteristisch geworden. Und die Wendung: *welch großer Empfang* meint all das, was dieser Flüchtling hat „empfangen“ können: *Eingehüllt // in der Winde Tuch* und die *Füße im Gebet des Sandes* und mit einem Talisman, ihm *in die Hand gegeben*. Woran er sich einzig halten kann, sind *die Verwandlungen der Welt*. Sind sie eine Gewissheit, sind sie eine Hoffnung?



Literaturhinweise

- Nelly Sachs:** In den Wohnungen des Todes. Zeichnungen von Rudi Stern. 20Tsd. Auflage, Aufbau-Verlag Berlin, 1947
- Von Welle und Granit.** Querschnitt durch die Schwedische Lyrik des 20. Jahrhunderts.
Aus dem Schwedischen übertragen und zusammengestellt von Nelly Sachs. 10Tsd. Auflage. Aufbau-Verlag Berlin, 1947
- Nelly Sachs:** Sternverdunkelung. Gedichte. Suhrkamp Verlag, vorm. S. Fischer, 1949, Lizenzausgabe für Deutschland mit Genehmigung des Bermann-Fischer Verlags; Amsterdam, gedruckt in Wien
- Nelly Sachs:** Fahrt ins Staublose. Die Gedichte der Nelly Sachs.
Suhrkamp Verlag Frankfurt, 1962
- Nelly Sachs:** Zeichen im Sande. Die szenischen Dichtungen der Nelly Sachs.
Suhrkamp Verlag Frankfurt, 1962
- Briefe der Nelly Sachs.** Hg. von Ruth Dinesen und Helmut Müssener.
Suhrkamp Verlag Frankfurt, 1984
- Nelly Sachs zu Ehren.** Zum 75. Geburtstag. Gedichte, Beiträge, Bibliographie.
Suhrkamp Verlag Frankfurt, 1966
- Nelly Sachs:** Ausgewählte Gedichte. Nachwort Hans-Magnus Enzensberger.
Edition Suhrkamp Frankfurt, 1963
- Nelly Sachs:** Landschaft aus Schreien. Ausgewählte Gedichte.
Nachwort Fritz Hofmann. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar, 1966
- Nelly Sachs:** Gedichte. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hilde Domln.
Suhrkamp Verlag Frankfurt, 1977
- Text und Kritik 25:** Nelly Sachs. Zeitschrift für Literatur, Hg. Heinz Ludwig Arnold.
München, 1979
- Eberhard Bahr:** Nelly Sachs. Autorenbücher. Verlag C.H.Beck München, 1980
- Ruth Dinesen:** Nelly Sachs. Eine Biographie. Suhrkamp Verlag Frankfurt, 1992
- Nelly Sachs mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten,** dargestellt von Gabriele Fritsch-Vivié. Rowohlt Verlag Hamburg, 1993





Horst Nalewski

geboren 1931 in Ostpreußen, nahm seinen Bildungsweg in Sachsen. Studium der Germanistik und Musikwissenschaft 1950-1954 in Leipzig. Akademische Lehrer: Hans Mayer, Ernst Bloch, Hermann August Korff, Theodor Frings, Hellmuth Christian Wolff. Dozent an der ABF in Leipzig 1954-1958; bis 1967 Dozent am Institut für Literatur „Johannes R. Becher“. Promotion über Friedrich Hölderlin - „Naturbegriff und politisches Denken“ - 1963 bei Hans Mayer. Lektor/Dozent am Germanistischen Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig bis 1984. Habilitation über Rilke - „Rainer Maria Rilke in seiner Zeit“ - 1977. 1984 Berufung zum Ordentlichen Professor für DDR-Literatur an der Humboldt-Universität Berlin, 1990-1994 an der Leipziger Universität für Poetik und Poetologie im Lehrstuhl Vergleichende Literaturwissenschaft.

Lehrtätigkeit in Leipzig, Kairo, Budapest, Berlin, Warschau, Leipzig.

Vorstandsmitglied der Rilke-Gesellschaft 1992-2004.

Publikationen: Essayband „Sprachkünstlerische Gestaltung“ 1968; Mitarbeit an der Werkausgabe „Hölderlin“ 1970; Werkausgabe „Rilke“ in drei Bdn. 1978, Rilke-Monographien 1976, 1985, 1992; Stefan George „Gedichte“ 1987; „Rilke-Briefe“ in zwei Bdn, 1991; Mitherausgeber der „Kommentierten Ausgabe der Werke Rilkes“, 1996 (Bd, IV „Schriften“); Zahlreiche Aufsätze zur DDR-Literatur (C. Wolf, F. Fühmann, J. Brezan, J. Bobrowski u. a.); Mitarbeit an Sammelbänden und Lexika; vielfältige Vortragstätigkeit.